



DIESE WOCHE
MIT 16-SEITIGER
LITERATURBEILAGE

„Müssen einen Bürgerkrieg verhindern“

Am Sonntag finden die vorgezogenen Parlamentswahlen in Armenien statt. Doch die Stimmung ist aufgeheizt wie nie zuvor. · Seite 6 **JOURNAL**

„Ein Kind ohne Mann?“

Porträt einer Mutter, die noch vor der Geburt ihrer Tochter auf sich allein gestellt war. Über die Herausforderungen Alleinerziehender. Seite 9 **KOMPASS**

Die „Sache“ in die Länge ziehen

Wenn das Denkmal von Karl Lueger so unerträglich ist – warum hat die Diskussion darüber so spät eingesetzt? · Seite 17 **FEUILLETON**

FOKUS

Das Thema der Woche

Seiten 2-5 →

Macht, Privilegien, Dünkel – Chatprotokolle werfen ein neues Licht auf die Rolle von Spitzenbeamten. Über alte und neue Stolpersteine im Staatsdienst.

Diener welcher Herren?

Foto: APA / Roland Schlager



Fortschreitende Impfungen haben die Infektionen eingedämmt. Doch das Virus bleibt erhalten, mit weiteren Mutationen ist zu rechnen. Corona wird zur Blaupause der Risikogesellschaft.

Die Krise als Kairos



Von Martin Tauss

„In der abklingenden Pandemie kommt nun Kairos, der Gott der günstigen Gelegenheit, zum Vorschein.“

Krisenbilanzen gab es zwar schon viele, doch das Infektionsgeschehen zeigte bislang eine turbulente, unvorhersehbare Dynamik. Erst jetzt erscheint eine globalere Bewertung sinnvoll. Man sollte diese Krise nicht nur im Wortsinne als „Chance“ begreifen, sondern auch als Katharsis, ja als Kairos. Als Jahrhundert-Ereignis ragt Corona aus der geordneten Zeiterfahrung heraus. Als Schreckensbild, aber auch als „rechter Augenblick“. In der Sprache der griechischen Mythologie: Nicht Chronos, der Gott der Sanduhr, sondern Kairos, der Gott der günstigen Gelegenheit, kommt jetzt, in ihrem Abklingen, zum Vorschein. Das ist eine kahlköpfige Figur mit einem Haarbündel an der Stirn – Sinnbild dafür, dass man die Gelegenheit am Schopf packen sollte.

Das heißt zunächst, die Hausaufgaben zu machen, die aus der Pandemie erwachsen. Es gibt Prinzipien, die aus dieser kollektiven Erfahrung ableitbar sind. Erstens hat sie den unschätzbaren Wert der Forschung, die binnen kurzer Zeit eine effektive Impfung ermöglichte, bestätigt. „Wissenschaft ist die einzige verlässliche Basis, um aktuelle und künftige Krisen zu bewältigen“,

bringt es Ex-FWF-Präsident Klement Tockner auf den Punkt. Krisenbekämpfung sollte sich stets an wissenschaftlicher Evidenz orientieren. Die Ereignisse haben freilich gezeigt, dass gesicherte Befunde gerade anfangs nicht oder nur unzureichend vorhanden sind. In diesem Fall hat sich, zweitens, das Vorsichtsprinzip bewährt.

Warnung vor indischer Mutation

März 2020: Die österreichische Regierung hat in einer völlig neuartigen Situation frühzeitig reagiert und dadurch die erste Welle gut unter Kontrolle gebracht. Umgekehrt hat die allzu lockere Haltung letzten Sommer dazu geführt, dass im Herbst eine schmerzhaft große Corona-Welle herangerollt ist. Mit dem Long Covid-Syndrom werden deren Folgen erst jetzt vollständig sichtbar: Nach überstandener Krankheit leiden bis zu 30 Prozent der Genesenen an Langzeitsymptomen, die oft zu beruflichen Ausfällen führen.

Auch in der aktuellen Diskussion über Lockerungen sollte das Vorsichtsprinzip stärker zur Geltung kommen. Zurecht pochen die Initiatoren der Online-Petition „Kinder in die Schule“ nun auf eine Evaluierung der Teststrategie an den Schulen. Sie

verlangen u.a. eine Prüfung der Schnelltests. Doch solange Daten fehlen, gibt es keinen Grund, die schulischen Tests infrage zu stellen. Ebenso wenig wie das Maskentragen, auf das die heimischen Schüler im Unterricht fortan verzichten dürfen. Generell erscheint es sinnvoll, eine leicht umzusetzende Maßnahme, an die sich ohnehin schon fast alle gewöhnt haben, zur Sicherheit besser länger als kürzer beizubehalten. Gesundheitsminister Wolfgang Mückstein (Grüne) warnte soeben, die von Indien ausgehende Mutation nicht zu unterschätzen. Das Problem ist nicht nur in Großbritannien virulent, wo die Aufhebung der Pandemie-Maßnahmen nun um einen Monat verschoben wurde. Es betrifft ganz Europa.

Schließlich wird in Corona eine Blaupause für künftige Krisen sichtbar. Weitere Pandemien sind nicht auszuschließen, aufgrund der Umweltveränderungen werden sie sogar wahrscheinlicher. Am Horizont köchelt die Klimakrise, die eine ökosoziale Transformation erforderlich macht. Die Corona-Restriktionen waren wohl nicht die letzten Maßnahmen, die unseren Alltag verändern. Die neuen Herausforderungen zeichnen sich überdeutlich ab: Wie geht Evidenz-basierte Politik? Wie begründet man notwendige, aber unpopuläre Maßnahmen? Wie erreicht man ein heterogenes Lager von Widerständischen? Und vor allem: Wie gelingt ein freud- und lustvolles Leben in der „Risikogesellschaft“ (Ulrich Beck)? Schließlich ist es jetzt angebracht, mehr denn je den Sommer zu genießen.

martin.tauss@furche.at
@MartinTauss

INTRO

„Und dann wird es plötzlich ungemütlich beim Lesen.“ Nicht auszuschließen, dass dieser Satz von Veronika Schuchter aus dem aktuellen **Sommer-booklet** auch manchmal auf diese Zeitung zutrifft. Konkret gemeint ist damit freilich Shida Bazyars neuer Roman „Drei Kameradinnen“, der laut Schuchter einen **Blickwechsel** in puncto „Migrationsliteratur“ erzwingt. Auch bei den derzeit laufenden **45. Tagen der deutschsprachigen Literatur** könnte es ungemütlich werden, etwa wenn die Jury – darunter **FURCHE-Feuilletonchefin Brigitte Schwens-Harrant** – bei Texten auf wunde Punkte trifft. Spannend wird der Bachmannwettbewerb aber in jedem Fall. Via **3Sat** kann man ihn bis Sonntag live mitverfolgen, auf **Twitter** gibt es Persönliches von Schwens-Harrant und Schuchter sowie Hintergründiges auf **furche.at**. Auch die neue FURCHE ist wieder ziemlich hintergründig geraten: vom Fokus Brigitte Quints über Sein, Wesen und Klischee des **Beamten** über die schwierige Situation von **Alleinerziehenden** und die **Wichtigkeit von Pausen** bis zu den Vorgängen rund um die deutschen Bischöfe **Reinhard Marx und Rainer Maria Woelki**. Alfred Pfabigans Essay über die allzu späte **Lueger-Debatte** schließt endlich den Kreis zum Anfang: ziemlich ungemütlich, aber unglaublich erhellend. (dh)

furche.at

Österreichische Post AG, WZ 02Z034113W,
Retouren an Postfach 555, 1008 Wien
DIE FURCHE, Hainburger Straße 33, 1030 Wien
Telefon: (01) 512 52 61-0



9 120004 020048 2 4

Dieser Tage kommt der Verdacht auf, dass so mancher Staatsdiener nicht nur einem Herren dient. Die FURCHE wagte mittels Insider einen Blick hinter die Türen der Macht. Wo es im System hakt, beschreibt indes ein Verwaltungsforscher. Und Rechtsphilosoph Peter Strasser erklärt, warum die Beamtenschaft die Stütze unserer demokratischen Verfassung ist.

Redaktion: Brigitte Quint und Wolfgang Machreich

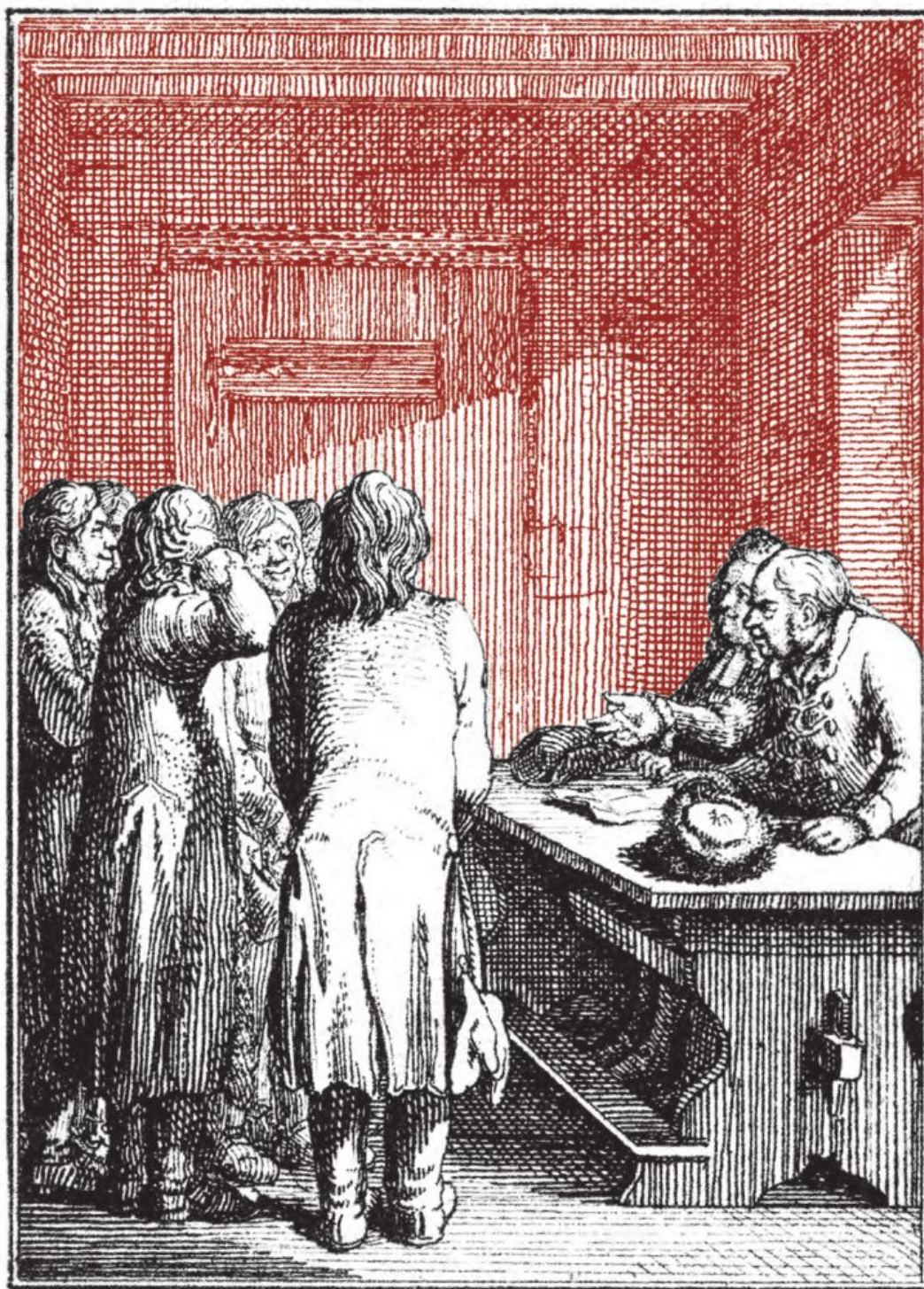
Von Peter Strasser

In einer am ökonomischen Leistungsprinzip ausgerichteten Gesellschaft haben Beamte kein gutes Image. Ihre berufliche Existenz hängt nicht daran, dass der Betrieb sich „rechnet“. Immer wieder wird geargwöhnt, der beamtete Mensch neige dazu, bei seiner Kollegenschaft möglichst nicht durch Übererfüllungsaktivitäten aufzufallen. Ferner werde Opportunismus im Behördenuniversum eher als förderungswürdig beurteilt: Er oder sie störe weder durch unbequeme Ecken noch Kanten. Es heißt, dass der Beamte, ob männlich oder weiblich, dem Steuerzahler – salopp formuliert – „auf dem Säckel“ liege, während er sich annahe, den Bürgerinnen und Bürgern, also dem Souverän, nicht dienstleistend, sondern obrigkeitlich-arrogant entgegenzutreten.

Das eben Gesagte ist eine Karikatur. Aber wie es mit Karikaturen geht – sie treffen neuralgische Punkte; sie sind, wenn sie gut sind, physiognomisch schmerzhaft. Deshalb war in den letzten Jahrzehnten auch viel von der Reform des Beamtentums die Rede, von den geforderten Leistungskontrollen über den Imagewechsel – an die Stelle des typischen Amtsgehabes sollte die Serviceleistung treten – bis zur Reform des Dienstrechts. Alte Privilegien, allen voran jenes der Unkündbarkeit, sollten abgespeckt oder beseitigt werden. Hinzu kamen die Stimmen, die im Sinne eines schlanken Staates forderten, bisher beamtete Sektoren durch Privatdienstleister zu ersetzen.

Gemeinwohl als Hauptziel der Arbeit

Da es hier um Grundsätzliches geht, soll dieser Kritik im Einzelnen nichts entgegengesetzt, wohl aber ein grundsätzliches Bedenken geäußert werden: Im Sinne unserer demokratischen Verfassung, ^N die den Staat verpflichtet, dem Gemeinwohl zu dienen, erfüllt der in sich hochdifferenzierte Stand des Beamtentums eine unersetzbare Funktion. Es gibt soziale Bereiche, in denen parteiisches oder profitorientiertes Denken nichts verloren hat. Stattdessen geht es darum, die äußere Unabhängigkeit und innere Unbeeinflussbarkeit der handelnden Organe sicherzustellen. Ansonsten droht die Gefahr einer Korrumpierung durch Amtspersonen, die dem politischen Druck des Tages oder den lukrativen Einflüsterungen von Lobbys – beide Phänomene treten oft gemeinsam auf – bereitwillig nachgeben.



Wenn der Amtmann kommt

Einst wie jetzt ist das Beamtentum ambivalent. Links: „Die Bauern und der Amtmann“ (Radierung von Daniel Chodowiecki, 1776).

In diesem Zusammenhang sind die Strafverfolgungsbehörden als Teil der Exekutive seit Jahrzehnten ein Zankapfel. Immer wieder wird kritisiert, dass die Staatsanwaltschaft ein „verlängerter Arm“ des politisch punzierten Justizministers – in Österreichs derzeitiger Koalition eine Frau aus dem Lager der „Grünen“ – bleibe. Deren Weisungsbefugnis bindet die obersten Organe der Behörde, die Sektionschefs. Befürchtet wird eine Gängelung, was die Einstellung von politisch sensiblen Verfahren betrifft; aber auch die Einleitung von spektakulären Prozessen, etwa gegen terrorverdächtige Ausländer, gehört hierher. Ob allerdings die Einrichtung einer unabhängigen obersten Erstinstanz, namentlich in Form einer Generalstaatsanwaltschaft, diese Gefahr beseitigen könnte, ist umstritten. Der Verdacht liegt nahe, dass bei der Bestellung und Arbeitsweise höchster Ämter unweigerlich eine politische Note zum Tragen kommt.

Und wie steht es um die Pragmatisierung von Lehrerinnen und Lehrern? Sie hat seit jeher einen zweifelhaften Ruf. Gegenwärtig betrifft sie etwa 17 Prozent des Lehrpersonals. Es heißt, sie sei nicht im Einklang mit dem modernen Berufsbild, einschließlich der finanziellen Vorteile bis in den Ruhestand. Die bescheidmäßige Übernahme wird heute vom Dienstgeber, dem Bund, als Anerkennung des pädagogischen Eifers gegenüber einer besonders förderungsbedürftigen Klientel – den Schülerinnen und Schülern – begründet. Tatsächlich geht es hier wohl eher um die Aufrechterhaltung einer Tradition, die sich vermutlich irgendwann überlebt haben wird.

Wahrheit, Gerechtigkeit, Objektivität

Ich selbst stand zunächst in einem befristeten Dienstverhältnis als Universitätsassistent. Dann konnte ich noch das Privileg nützen, nach Erlangung meiner Lehrbefugnis für Philosophie – lange vor dem letzten Pragmatisierungsstopp –, definitivgestellt zu werden. Demnach war ich, im Sinne der Freiheit von Forschung und Lehre, berechtigt, zu unterrichten und zu schreiben, was mir nach bestem Wissen und Gewissen relevant schien, ohne Furcht, durch die ideologische oder sonst wie motivierte Erzeugung eines internen Drucks „auf Kurs gehalten“ zu werden.

Meine Freiheit hatte zur ideellen Voraussetzung, dass ich sie nicht missbrauchte: nicht als Faulbett und nicht zu ideologischen oder persönlichen Zwecken. Heute, im Zeitalter überwiegender Vertragsbefristung, heftiger Forschungsmittelwerbung sowie der Abhängigkeit von übergeordneten administrativen Kontrollen und Lenkmechanismen, sind Prozesse der Gleichschaltung unübersehbar. Modische Tendenzen durchdringen Lehr- und Forschungsbetrieb, theoretische Ansätze verkommen zu „Duftmarken“ für Gutachter, Opportunismus gegenüber Vorgesetzten wird unvermeidlich. Das junge Wissenschaftspersonal kann sich, karrierebegeistert, einem autonomen Erkenntnisbetrieb immer weniger verpflichtet fühlen.

Summa summarum: Für ein demokratisches Leben ist das Beamtentum unverzichtbar. Abgesehen von den unvermeidlich politischen Begehrlichkeiten schaffen kapitalistische Gesellschaften ein Klima des Eigennutzes, das zu den Erfordernissen gemeinwohlorientierter Prinzipien – Wahrheit, Gerechtigkeit, Objektivität – quersteht. Ihnen im Rahmen der gesetzlich vorgegebenen Spielräume zu genügen, ist die vornehmste Aufgabe einer Beamtenschaft, die sich darüber hinaus um einen „menschlich“ verständigen Umgang mit den Sorgen und Nöten ihrer jeweiligen Klientel bemühen sollte.

Müßig, unterengagiert, unkündbar: Die Klischees über Staatsbedienstete halten sich hartnäckig. Dabei spielen Beamte eine essenzielle Rolle. Eine Verteidigung.

Nach bestem Wissen und Gewissen



Lesen Sie auch den Gastkommentar der Politikwissenschaftlerin Tamara Ehs „Wie wollen wir die Demokratie stärken?“ auf fuerche.at.

Kaum einer Erwähnung bedarf, dass die korrupte Richterfigur, die in ihren Urteilen nicht unparteiisch ist, sondern verführt oder gezwungen wird, dem Willen einflussreicher Gruppen innerhalb und außerhalb des Staates zu entsprechen, den absoluten Schrecken eines Rechtssystems verkörpert. Wir erleben weltweit vermehrt Richter und Rich-

„Wir erleben weltweit vermehrt Richter und Richterinnen, die auf Systemgegner angesetzt werden, um sie mundtot zu machen. Der Fall Nawalny ist ein Beispiel von vielen.“

terinnen, die auf Systemgegner angesetzt werden, um sie mundtot zu machen. (Dabei ist der spektakuläre Fall des russischen Oppositionellen Alexej Nawalny nur eines von vielen Beispielen unverhüllter Politjustiz.)

Um die Akteure staatlicher Institutionen, die Hoheitsträger, davon abzuhalten, gemeinwohlschädigenden Einflüsterungen oder Drohungen Gehör zu schenken, müssen sie, auf welcher Entscheidungsstufe immer, dienstrechtlich abgesichert werden. Sie sind dann, freilich eingebunden in einen strikt hierarchischen Pflichtenkontext, einzig dem Gesetz und ihrem Gewissen verpflichtet. Der Status des definitivgestellten Beamten schützt vor politischer und sonstiger Instrumentalisierung. Umso wichtiger ist es für die Glaubwürdigkeit der Institution, dass nicht einzelne schwarze Schafe – notabene in höchsten Positionen, wie zurzeit in Österreich – ihre privilegierte Stellung durch Einschüchterung, Vorteilsnahme und andere Pflichtversummisse in Verruf bringen. Diese Missachtung des Amtes gehört schnell und effektiv sanktioniert, soll das demokratisch produktive Spiel der Kräfte keinen Schaden nehmen.

Bild: picturedek.com / akf-images (Bildbearbeitung: Rainer Messerklinger)

Das Gespräch führte
Stefan Schocher

Was das Beamtenethos angeht, ist es zu einer Desensibilisierung gekommen, sagt Verwaltungsforscher Thomas Prorok. Über aufgeblähte Kabinette, Parallelverwaltungen und Doppelgleisigkeiten.

„Den Spieß umdrehen“

Die Causen Pílnacek, Schmid und Co. werfen die Frage auf, ob innerhalb des österreichischen Staatsdienstes Reformbedarf besteht. Thomas Prorok beforcht seit Jahren diesen Bereich und identifiziert eine Tendenz zur Politisierung. Im Interview mit der FURCHE erklärt er, warum das problematisch werden kann:

DIE FURCHE: *Zu altbekannten Beamten-Klischees scheint jetzt auch noch jenes des Parteisoldaten im Dienst einer „Familie“ hinzugekommen zu sein. Ist das eine verzerrte Wahrnehmung der Beamtenschaft?*

Thomas Prorok: Man muss schon sagen: Wir haben ein hohes Beamtenethos – und noch immer. Dieser Anspruch von Unparteilichkeit und die hohe Qualität in der Verwaltung, die sind da. Aber wir haben drei Tendenzen in den vergangenen 20 Jahren: eine Politisierung, die Verlust von Kompetenz und vor allem auch eine Geringachtung von Führungskompetenzen. Was die Politisierung angeht, so gibt es einen interessanten Rechnungshofbericht über die neuen Generalsekretariate der Ministerien: Demnach gibt es 400 Vollzeitäquivalente – also in Summe wohl noch mehr Köpfe – in den Generalsekretariaten und Kabinetten der Ministerien und Staatssekretariate. Tendenz steigend. Hier sind Pressestellen noch gar nicht mitgezählt.

DIE FURCHE: *Betrifft das einzelne Sektionen oder alle Bereiche?*

Prorok: Alle. Wo es allerdings festzumachen ist, das sind die Führungskräfte. Manche Studien besagen, dass die Politisierung unserer Beamtenschaft höher ist als in Ost- und Südosteuropa. Was ist passiert? Parallel zur Beamtenlaufbahn hat sich eine politische Laufbahn etabliert. Früher hat man in der Sachbearbeitung angefangen und ist dann in Leitungspositionen aufgestiegen. Heute beginnt jemand in der Vorfeldorganisation einer Partei, kommt in ein Kabinett und steigt dann direkt in die Abteilungs-, Gruppen- oder Sektionsleitung um. Das führt zu einem Verlust von Kompetenz im System. Die Kabinette werden immer größer und diffundieren in das System herunter. Wenn dazu noch Sparprogramme kommen, wie etwa im Gesundheitsministerium, dann verliert die Verwaltung an Kompetenz – weil es weniger Beamte gibt, die inhaltlich arbeiten und mehr Leute aus der politischen Laufbahn. Wenn man sich die Skandale der letzten Zeit ansieht, dann haben die schon auch damit zu tun.

DIE FURCHE: *Wie kommt es, dass einzelne Spitzenbeamte so viel Macht erhalten?*

Prorok: Die Politisierung ist ein Teil. Der andere ist schon auch eine Geringschätzung von Führungsqualitäten und Führungsaufgaben. Es kommt vor, dass Personen wichtige Leitungsfunktionen übernehmen und hierfür keine Ausbildung haben, keine Weiterbildung in Anspruch nehmen und nehmen müssen und auch keine Kontrollmechanismen greifen. In den beiden Chat-

skandalen sowohl im Finanz- als auch Justizministerium wird das sichtbar. Eine moderne Gesellschaft und ein moderner öffentlicher Dienst brauchen neue Führungsstile. Da steht ein autoritärer Führungsstil, wie wir ihn aus Josef Roths Radetzky marsch kennen, versus *Mindful Leadership* mit *Mentoring, Coaching* und *Involvement*. Das ist bei manchen nicht angekommen.

DIE FURCHE: *Sind wir denn stecken geblieben?*

Prorok: Da hat sich schon viel getan. Aber: Für die österreichische Verwaltung gibt es neben dem Dienstrecht einen Verhaltenskodex. Da gibt es eine Kontrollfrage: „Könnte ich meiner Führungskraft sowie meinen Kollegen offen und bedenkenlos von meinem Handeln erzählen?“ Das bedeutet: Du musst gemäß dem Grundsatz Integrität handeln. Das ist gewissermaßen der kategorische Imperativ der Beamten.

DIE FURCHE: *Dinge nach außen tragen, es offen per Chat erzählen – das haben ja einige tatsächlich eingehalten...*

Prorok: Wenn ich das nur einem einzelnen Vertrauten erzähle, dann gilt das nicht. Es gibt eben keine Kontrollmechanismen.

DIE FURCHE: *Was sind die Folgen dieser Politisierung?*

Prorok: Sie führt zu einer Desensibilisierung, was die Werte des Beamtenethos angeht. Es stellt sich schon die Frage, wie sehr die Gewaltenteilung darunter leidet. Das betrifft dann auch

Zwischenstrukturen wie eben die Staatsanwaltschaften, die zwischen Exekutive und Justiz angesiedelt sind. Die Anklagebehörde ist immer sensibel. In Österreich untersteht sie faktisch dem Minister, in anderen Ländern ist ihre Unabhängigkeit stärker ausgeprägt. Was wir aus der jetzigen Situation gelernt haben könnten ist, dass man die Unabhängigkeit der Staatsanwaltschaften stärken muss.

DIE FURCHE: *Ist diese Tendenz zu einer Politisierung ein internationaler Trend oder ist das eine rein österreichische Entwicklung?*

Prorok: In Österreich war die Politisierung der Verwaltung immer ein großes Thema. Und dass Führungskräfte in diesem Umfang nicht mehr aus der Beamtenlaufbahn kommen, sondern über die Kabinette bestellt werden, findet nicht in allen Ländern statt. Hier muss Österreich aufpassen. Das bringt vor allem auch ein großes Misstrauen in das System. Weil das seitens der Politik nichts anderes sagt als: Ich vertraue dem Apparat nicht und baue über die Kabinette eine Parallelverwaltung auf. Man muss allerdings sagen: Der politisierte Teil der Beamtenschaft ist sicher nicht der größte Teil. Diese Tendenz strahlt jedoch aus. Und das ist gefährlich. Wir kennen andere Länder, wo das dann dazu führt, dass mit jeder Wahl auch die oberste Beamtenschaft ausgewechselt wird. Es gibt nur ein Land, in dem das halbwegs funktioniert: die USA. In den meisten Ländern führt das nur zu aufgeblähten Systemen.



Foto: KDZ

Das würde auch eine Reduktion der staatlichen Leistungen mit sich bringen. Das muss einem klar sein. Ich sehe weniger das Problem von Ineffizienz als den Verlust von Wissen.

DIE FURCHE: *Eine Studie der Gesundheitsökonomin Maria Hofmarcher und Christopher Singhuber besagt, dass der Föderalismus in der Pandemie hinderlich war.*

Prorok: Das muss man differenziert sehen. Ich halte Föderalismus per se nicht für schlecht. Praktisch ist das die Umsetzung des Prinzips, nahe am Bürger sein zu wollen. Und er bietet auch die Chance, Unterschiedliches auszuprobieren, abzuwägen, welche Systeme besser funktionieren und voneinander zu lernen. Aber was wir durchaus haben in manchen Bereichen – in der Bildung, im Gesundheitswesen, bei der Raumplanung – sind Doppelgleisigkeiten, unklare Kompetenzverteilungen und auch informelle Machtstrukturen. Das Gesundheitsministerium hat sich in vielen Belangen nicht durchgesetzt, obwohl es verfassungsrechtlich möglich gewesen wäre.

DIE FURCHE: *Was muss ihrer Ansicht nach getan werden?*

Prorok: Hinsichtlich der Politisierung muss man die Kabinette begrenzen. Man könnte den Spieß auch umdrehen und die Kabinette verstärkt aus der Verwaltung bestellen. Zudem muss man die Pressestellen reduzieren zugunsten einer inhaltlichen Referententätigkeit. Und es braucht Führungskräfteausbildung!

DIE FURCHE: *Zugleich aber gehören Verwaltungsreformen quasi zum Allgemeinversprechen in Wahlkämpfen. Ebenso wie der schlanke Staat.*

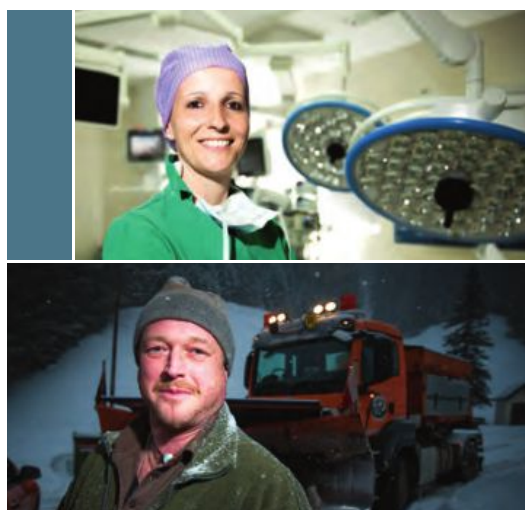
Thomas Prorok

ist stellvertretender Generaldirektor des KDZ, Zentrum für Verwaltungsforschung in Wien. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Verwaltungen in Österreich und Südosteuropa.

Prorok: Wir haben eine effiziente Verwaltung und wir haben eine große Verwaltung. Aber wir haben auch viele Leistungen. Man muss festlegen, was man will: gute Schulen, gute Krankenversorgung, hohe Sicherheit, guten Verkehr. Ich halte viele Erwartungen an Einsparungen bei Verwaltungsreformen für übertrieben.

„Was wir aus der jetzigen Situation gelernt haben könnten ist, dass man die Unabhängigkeit der Staatsanwaltschaften stärken muss.“

Deine starke Gewerkschaft!



www.goed.at



Gemeinsam jeden Tag
FÜR FAIRNESS

Beamten- Kaiser war einmal

Die Berichte rund um die Causa Pilnacek betonen die Macht des suspendierten Sektionschefs. Aber wie mächtig sind die ranghöchsten Beamten wirklich und wie funktioniert die Zusammenarbeit mit ihren Ministern?

Von Wolfgang Machreich

Wenn ein Innenminister zu Ostern einen Brief an alle Bediensteten der Polizei und Gendarmerie schreibt, und dieser zu Pfingsten noch immer nicht bei den Adressaten angekommen ist, dann liegt das nicht an der Post, sondern dann hat der oberste Beamte des Hauses „den langsamsten Weg der Zustellung gewählt“, erzählt Caspar Einem im Gespräch mit der FURCHE von seinen Ministererfahrungen. Im April 1995 wurde Einem zum Innenminister bestellt, und die Schneckenpost, die Einems Brief von einer Unterbehörde zur nächsten, inklusive Umschreiben auf das Briefpapier der jeweiligen Behörden- und Dienststellenleiter schickte, war die Machtdemonstration des damaligen Generaldirektors für öffentliche Sicherheit, um zu zeigen, „wie man seinen Minister möglichst bremst“. Mit ein Grund für diese Blockadehaltung war, „dass ich in meiner vorherigen Position als Staatssekretär im Bundeskanzleramt das Sparpaket zu Lasten aller Beamten verhandelt habe“, erklärt Einem die damalige Gemengelage. „Jetzt kommt ein Minister ins Haus, der sich als Staatssekretär bemüht hat, den blühenden Baum des Innenministeriums in einen Kaktus zu verwandeln“, begrüßte der Generaldirektor

terarischen Ehren verhalten? Gibt es das Zittern vor den „Beamten-Kaisern“ in den Ministerien bis heute? Die mediale Beschreibung der großen Sturzhöhe des suspendierten Sektionschefs im Justizministerium, Christian Pilnacek, bei der kein Bericht ohne die Zuschreibung „der (einst) mächtige Sektionschef“ auskommt, deutet in dieser Richtung.

„Lange Zeit waren sie die wahren Mandarine in unserem Regierungssystem, direkt und nur dem Minister unterstellt, nahezu allmächtig in ihrem Wirkungsbereich, beeindruckende Persönlichkeiten, die auch ihre gesellschaftliche Stellung im Sozial- und Kulturleben der Stadt behaupteten“, schreibt Manfred Matzka in seinem Buch „Hofräte, Einflüsterer, Spindoktoren“. Das auf einen Sektionschef gemünzte Bonmot, der gesagt haben sollen: „Es ist mir eigentlich egal, wer unter mir Minister ist“, hält Matzka allerdings für falsch: „Kein tatsächlich einflussreicher Spitzenbeamter würde je so etwas sagen und kein Minister würde so etwas dulden.“

„Deppert sterben lassen“

Matzka muss es wissen. 22 Jahre war er Sektionschef, fünf Jahre Kabinettschef, diente acht Ministern und sieben Bundeskanzlern. Die einstige Machtfülle von Sektionschefs sieht Matzka mittlerweile durch zwei Entwicklungen beschnitten: Zum einen wurden in den „letzten zwei Jahrzehnten die Ministerbüros stark vergrößert“, sagt er im FURCHE Gespräch, „das hat die Tendenz verstärkt, in die Häuser hinein zu regieren, was den Gestaltungsraum der Verwaltungsspitze deutlich kleiner macht“. Zum anderen wurden zwischen den Ministern und Sektionschefs die Generalsekretäre als „politische Beamte“ installiert. Matzka: „Das Einziehen einer politischen Spitze in der Beamtenschaft ist ein Fremdkörper im österreichischen System, und es passt auch nicht zusammen.“ Hinzu kommt, nennt Matzka eine weitere Umwälzung, dass sehr viele Spitzenpositionen in der Verwaltung von ehemaligen Kabinettsmitarbeitern besetzt werden: „Das tut dem System auch nicht gut, denn die sind es eigentlich gewohnt, nach der Politik zu tanzen, egal ob es rechtlich richtig ist oder nicht.“ Der fehlende Widerstand gegen falschen politischen Willen sei auch durch das mangelnde Fachwissen dieser Quereinsteiger begründet. Matzka: „Weil sie es nicht wissen, nicht können, nicht verstehen und weil sie aus ihrer Sektion heraus, in die sie als Fremdkörper eingesetzt wurden, keine Unterstützung kriegen.“ In den Fachabteilungen der Ministerien wäre zwar die Expertise vorhanden, „aber die lassen sie deppert sterben, denn warum sollen sie denen helfen, die ihnen die Karriere vermasselt haben“.

„Das Dienen ist es doch, das dem Beamten gemäß ist“, lässt Alfred

„Die Beamten und Spitzenbeamten eines Hauses arbeiten lieber unter einem erfolgreichen Minister als unter einem erfolglosen.“

Caspar Einem, Minister a.D.

seinen neuen Chef. Einem: „Ich habe das anfangs sogar witzig gefunden – ein Beamter, der sich gegenüber dem Minister so einen Scherz erlaubt, das spricht für ihn.“ Doch der Witz war ernst gemeint und der zynische Beginn eines unlustigen Gegeneinanders, dass Einem nach vielen Jahren Abstand so zusammenfasst: „Wenn der Generaldirektor für Innere Sicherheit den Anspruch hat, dass er das Haus führt, dann wird es mühsam.“

Eduard von Bauernfeld, der Hausdichter des Wiener Burgtheaters, reimte zu Metternichs Zeiten: „Zittere, du großes Österreich, / Vor deinen kleinen Beamten!“ Und vor den großen Beamten? Vor den Sektionschefs, den ranghöchsten Beamten in einem Ministerium, denen Franz Werfel und Robert Musil sogar zu li-

Türöffner zur Macht

Lange waren die Sektionschefs die „Mandarine“ im Regierungssystem, nur dem Minister unterstellt, nahezu allmächtig in ihrem Wirkungsbereich – und heute?

„Die Verwaltung kommt in ihrer Rolle zu kurz, dient sich an oder mischt sich politisch ein – und dann entstehen Chats, zu Dingen, wo man nichts zu chatten hat.“

Manfred Matzka, Sektionschef a.D.

Noll in seiner Parabel-Erzählung „Kannitz“ (Czernin Verlag, 2011) den gleichnamigen Spitzenbeamten in der Zeit der Ersten Republik sagen: „Ein Beamter hat überhaupt keine andere Aufgabe, als zu dienen, dem Gesetz zu dienen. Ich habe immer getan, was mir als Aufgabe übertragen war, und in allen mir erinnerlichen Fällen war das Gesetz meine einzige Richtschnur.“ Dieses Berufsethos, das mit Eigenschaften wie Pflichttreue, Objektivität, Unparteilichkeit und Genauigkeit korrespondiert und die Noll der Hauptfigur seiner Erzählung zuspricht, sieht der Rechtsanwalt und Universitätsdozent für Öffentliches Recht und Rechtslehre heute in Erosion begriffen: „Wir erleben einen Paradigmenwechsel, was das Selbstverständnis von Spitzenbeamten betrifft, der dadurch zustande gekommen ist, dass es Sektionschefs nur mehr mit befristeten Verträgen gibt“. Das führe dazu, „dass sich die obersten Beamten der Politik andienen, weil sie auf die Verlängerung

nicht das Beste für die Funktionsfähigkeit des Staates ist.“

Neben den Schwierigkeiten mit „seinem“ Generaldirektor für öffentliche Sicherheit, machte Minister Einem grundsätzlich positive Erfahrungen: „Die Beamten und Spitzenbeamten eines Hauses arbeiten lieber unter einem erfolgreichen Minister als unter einem erfolglosen. Und sie tragen gerne dazu bei, dass das Ganze ein Erfolg ist.“ Damit das gelinge, sagt Einem, „muss man die Spitzen regelmäßig

um sich versammeln und sie aktiv einbeziehen“. So lud Einem, als in der Zeit der Briefbomben-Attentate die politischen Wogen hochgingen, den Chef der niederösterreichischen Kriminalabteilung ein, bei Nationalratssitzungen hinter der Regierungsbank Platz zu nehmen: „Damit er sich selbst ein Bild machte, was politisch abgeht und sehen konnte, die Angriffe kommen von woanders her und der Minister auf seiner Seite steht – der war dann gewonnen.“ Als Wissenschaftsminister

ter hatte Einem als Sektionschef „einen alten Fuchs“ zum Visavis: „Der wusste sehr gut Bescheid und hatte sehr starke eigene Meinungen. Dem hätte man nichts einfach anschaffen können. Der hat implizit verlangt, dass man sich inhaltlich mit ihm auseinandersetzen und ihn gewinnen musste.“ Aber dann, sagt Einem, „war das ein echtes Vergnügen, mit diesem und anderen Spitzenbeamten zusammenzuarbeiten – die alle Vorzüge von österreichischen Beamten in sich vereinten“.

In der nächsten FURCHE

„Alle Lust will Ewigkeit“, heißt das neue Buch von Konrad Paul Liessmann. Inwiefern hat die Pandemie unsere (Lebens-)Lust verändert? Welche Rolle spielt sie in Politik, Wissenschaft, Religion und bei der notwendigen Transformation? Und wieviel Nähe ist nun notwendig? Über die Renaissance der Lust.

„Für Beförderung oder Beständigkeit der Position ist nicht mehr Fachverstand wichtig, sondern die Gefälligkeit gegenüber dem Ministerkabinett.“

Alfred Noll, Rechtsanwalt und Dozent für Öffentliches Recht

ihrer Verträge schielen.“ Die Verkürzung der Verträge ändere das Rollenverständnis von Spitzenbeamten, sagt Noll: „Während man früher aufgrund seines Fachverstands und seiner bürokratischen Erfahrung heraus das gemacht hat, was man für richtig empfand, hat sich das jetzt gewandelt und – ich sage es zugespitzt – ein Opportunismus gegenüber der Politik eingeschlichen, der den noch aus der k. u. k - Zeit stammenden Beamtenethos obsolet gemacht hat. Für Beförderung oder Beständigkeit der Position ist nicht mehr Fachverstand wichtig, sondern die Gefälligkeit gegenüber dem Ministerkabinett.“

Politik in Gummistiefeln

So wie Matzka kritisiert auch Noll die immer größer aufgeblasenen Kabinette inklusive der Generalsekretäre, die zu einer Politisierung der täglichen bürokratischen Arbeit führen. „Die Politik zieht sich viel zu oft die Gummistiefeln an und steigt in das operative Geschäft ein“, zeichnet Matzka das dafür passende Bild: „Die Verwaltung kommt dann in ihrer Rolle zu kurz und weil sie sieht, dass sie politisch ein starkes Backing braucht, dient sie sich an oder mischt sich politisch ein – und dann entstehen Chats, zu Dingen, wo man eigentlich nichts zu chatten hat.“ Auch die Schwierigkeiten rund um die Organisation der Corona-Bekämpfung seien zum Gutteil auf diese Phänomene zurückzuführen, sagt Matzka. Aber aus Krisen könne man immer gut lernen, ist der Sektionschef a.D. überzeugt und plädiert für mehr Professionalisierung: „Das ist nicht auf alle Ewigkeit vermurkst. Noch ist der Leidensdruck nicht groß genug, aber er steigt und man wird wieder erkennen, dass das



bmf.gv.at/ecommerce

Es sind auch die kleinen Dinge, die zählen

Fairness für den österreichischen Handel

 Bundesministerium Finanzen

Ab 1. Juli 2021 werden alle Online-Bestellungen ab dem 1. Cent gleich besteuert – egal, woher die Produkte kommen. So wird die heimische Wirtschaft geschützt.

Alle Informationen auf bmf.gv.at/ecommerce oder unter **050 233 729**

Von Florian Bayer

Nikol Paschinjans Verzweiflung muss groß sein: Armeniens Premierminister hat dem verfeindeten Aserbaidschan seinen eigenen Sohn im Austausch gegen Kriegsgefangene angeboten. Ob es eine enttäuschte Reaktion auf den Status Quo, ein dreiviertel Jahr nach dem aufgeflamten Krieg in Bergkarabach ist, oder auf die vorhergesagte Zitterpartie für den Amtsinhaber, bleibt unklar.

Klar ist: Armenien steht vor einer der schwierigsten Wahlen seit seiner Unabhängigkeit 1991. Insgesamt 26 Parteien sind im Rennen, mehr als je zuvor. Die politische Situation war nie sonderlich stabil, Proteste – mitunter gewalttätig – zählen fast zum Tagesgeschäft. Erst 2018 gab es den letzten großen Umbruch, nachdem die friedliche „samtene Revolution“ des früheren Journalisten Paschinjan den korrupten Langzeitpräsidenten Sersch Sargsjan, der fließend zum Premierminister wechseln wollte, aus dem Amt spülte. Es folgten die ersten freien Wahlen seit 1989, bei der die zuvor regierende Republikanische Partei mit unter fünf Prozent aus dem Parlament flog. Der strahlende Sieger war Paschinjan, dessen Wahlbündnis auf satte 70 Prozent der Stimmen kam.

Nun muss er von Glück reden, wenn er mit Ach und Krach Premier bleiben kann. Umfragen geben seinem Bündnis zwischen 20 und 25 Prozent. Was war geschehen? Zum einen hat er fast alle seine Versprechen gebrochen, sagt Boris Navasardian, langjähriger Journalist und Präsident des Erivaner Presseclubs. Wichtiger noch: Bergkarabach – jener Konflikt, der im Sommer wieder aufgeflammt ist und Ende September 2020 zum Krieg ausartete. Nicht zum ersten Mal, aber so schlimm wie seit Jahrzehnten nicht.

Konflikt um Bergkarabach

Das 4.392 Quadratkilometer kleine Bergkarabach wird seit mehr als 100 Jahren von Armenien wie von Aserbaidschan beansprucht. Nach dem Zerfall des russischen Zarenreichs 1917 wurden Armenien und Aserbaidschan kurzzeitig unabhängig, gingen 1922 aber in der Sowjetunion auf. Stalin entschied, Bergkarabach trotz mehrheitlich armenischer Bevölkerung der Sowjetrepublik Aserbaidschan zuzusprechen. Zwar als autonome Oblast, aber gegen den Willen der armenischen Mehrheitsbevölkerung. Zu Zeiten der Sowjetunion blieb der Deckel auf dem Konflikt. Erst Ende der 1980er Jahre kochte er wieder hoch, als blutige Proteste, Pogrome und Kampfhandlungen paramilitärischer Milizen auf beiden Seiten ausbrachen. Nach dem Zerfall der Sowjetunion rief sich Bergkarabach als autonome Republik aus, Aserbaidschan erklärte daraufhin Armenien den Krieg. Zwischen 1992 und 1994 verloren mehr als 30.000 Soldaten und Zivilisten ihr Leben, mehr als eine Million Aseris wurde von den damals überlegenen Armeniern vertrieben.

Jahrelange Friedensgespräche brachten keine Lösung, was sich letztes Jahr bitter rächte. Nach 44 Kriegstagen, Bombardements von Städten und Dörfern, mindestens 7.000 toten Soldaten und

etlichen zivilen Opfern herrscht seit 9. November ein Waffenstillstandsabkommen. Putin hat 2.000 russische Soldaten an den Konfliktlinien stationiert, die für mindestens fünf Jahre bleiben sollen. Die meisten Beobachter stuften den Vertrag als Kapitulation Armeniens ein, das militärisch massiv unterlegen war. „Das ist kein Sieg, aber wir werden uns niemals als besiegt betrachten. Dies wird der Beginn unserer Wiedergeburt werden“, sagte Paschinjan. Dennoch versuchten hunderte Demonstranten die Absetzung des Premiers zu erzwingen, wollten ihn gar lynchen. Dies gelang nicht, der armenische Präsident ließ aber vorgezogene Neuwahlen des Parlaments ausrufen, vor denen Armenien nun steht.

Außergewöhnliche Wahl

„Es ist eine außergewöhnliche Wahl: Weil es die erste nach dem Krieg ist. Und weil mehr Parteien als je zuvor teilnehmen“ sagt Gevorg Poghosyan, Politikexperte und Soziologe an der Armenischen Akademie der Wissenschaften. Wiewohl die allermeisten der neuen Kleinparteien den Einzug ins Parlament nicht schaffen dürften. Die Wahlallianz Paschinjans und die seines Herausforderers Robert Kocharjan dürften annähernd gleich viele Stimmen erhalten, schätzt Poghosyan. Auch Umfragen bestätigen diese Prognose, wobei in Armenien immer wieder politische Erdbeben möglich sind.

„Bei einem großen Teil der Bevölkerung ist Paschinjan unten durch, doch auch Kotscharjan ist alles andere als beliebt“, sagt Presseclub-Präsident Navasardian. Kotscharjan war zwischen 1998 und 2008 der zweite von erst vier Präsidenten Armeniens, zuvor für ein Jahr Premierminister. „Schon damals wurde er gehasst. Zwar hat er das Land stabil geführt, allerdings mehr seine eigenen Interessen als die des Landes im Blick gehabt“, spielt Navasardian auf die grassierende Korruption an.

Diese zu bekämpfen war eines der zentralen Versprechen von Paschinjan, das er nach Einschätzung auch vieler Parteifreunde nicht umgesetzt habe. Schwerwiegender noch, so Navasardian:

Am Sonntag finden die vorgezogenen Parlamentswahlen in Armenien statt. Nach der Niederlage im Bergkarabach-Krieg ist die Stimmung aufgeheizt wie nie zuvor. Experten halten Unruhen für möglich.

„Müssen einen Bürgerkrieg verhindern“

„Ich habe noch nie so einen aggressiven Wahlkampf erlebt. Es geht nicht um Inhalte, sondern nur noch um Hass.“



Foto: Image / Zuma Wire

„Er war ein schlechter Manager, hat keine Verantwortung übernommen und hat auch seinen engsten Mitstreitern nicht vertraut.“ In den Monaten vor dem Krieg habe Paschinjan mit seiner zunehmend nationalistischen Rhetorik die Eskalation mitprovokiert. „Wir sind zu diesem Krieg bereit“, sagte er noch Ende September, als bereits 16 Soldaten, zwei Zivilisten getötet und mehr als hundert verletzt worden waren. Auch Aserbaidschans Führungselite freilich sprach lang vor dem Krieg davon, „den Feind vernichten“ zu wollen. Zimperlich waren beide Seiten nicht.

Polarisierte Stimmung

Wenig überraschend ist der Krieg auch das Hauptthema im Wahlkampf – wenn man überhaupt von einer Debatte sprechen kann. Die Stimmung ist in beiden Lagern extrem polarisiert, viele wollen gar nicht wählen gehen. Mit nur 50 bis 55 Prozent Wahlbeteiligung rechnen Experten. „Ich habe noch nie so einen aggressiven Wahlkampf erlebt. Es geht nicht um Inhalte, sondern nur noch um Hass“, sagt Poghosyan. Es könne leicht sein, dass das Land wieder in gewaltsame Massenproteste schlittern werde. „Wir müssen sehr aufpassen, einen Bürgerkrieg zu verhindern.“

Auch Navasardian sieht diese Gefahr angesichts des aufgeheizten Klimas. Es gehe nur noch gegen die Personen, nicht mehr um Inhalte. Da wären etwa die Gesundheitskrise – erst zwei Prozent sind gegen COVID-19 geimpft –, die wirtschaftlichen Folgen der Pandemie, die hohe Arbeitslosigkeit und Abwanderung. Es geht aber auch um das Überleben in einer geopolitisch äußerst schwierigen Gemengelage zwischen zwei Feinden (Türkei und Aserbaidschan) und einem Russland, das zwar wichtigster Wirtschaftspartner, wohl aber nur noch eine eingeschränkte Sicherheitsgarantie ist. Zumal viele glauben, dass Aserbaidschan weitere Gebiete einnehmen wolle, wenn es eine Gelegenheit dafür sieht.

„Wir bräuchten dringend neue Gesichter, eine neue Politik, aber das wird diese Wahl nicht bringen“, sagt Poghosyan. Und Navasardian rechnet damit, dass es durchaus in einem halben Jahr bereits die nächste Wahl geben könnte, wenn sich kein klarer Sieger abzeichnet oder – falls nötig – keine Koalition zustande kommt.

KLARTEXT

Freiheitsverwirrungen

Freiheit ist nur im Dschungel ein individuelles Phänomen. Ansonsten ist sie immer eine Beziehung zwischen Menschen. Über die Freiheit des Impfens gibt es genügend verwirrte Äußerungen. Meistens reduziert man auf den anarchistischen Gestus: Es geht um „meine“ Freiheit. Aber es handelt sich immer um die Freiheiten mehrerer Personen.

In der Realität geht es um die Allokation von Rechten. Das betrifft zunächst die Mikroebene: Person A bekommt die Freiheit, sich nicht impfen zu lassen. Damit wird der Person B die Freiheit genommen, bestmöglich geschützt zu sein. Oder man gewährt der Person B die verfassungsgemäße Freiheit des körperlichen Schutzes, dann wird der Person A die Freiheit genommen, die Impfung zu verweigern. „Meine“ Freiheit, mich nicht impfen zu lassen, bedeutet gleichzeitig die Inanspruchnahme des Rechtes, andere mit höherer Wahrscheinlichkeit infizieren zu dürfen. Das mag kaltschnäuzig klingen, besonders bei Berufsgruppen, bei denen andere Schutzmaßnahmen nicht durchführbar sind, wie bei Lehrern

oder Kindergärtnerinnen. Man kann das – gegenüber den Kindern – als aggressiv oder zumindest als ignorant einstufen.

Auf der Makroebene ist Epidemiebekämpfung ein Kollektivgut und damit eine Gemeinwohlangelegenheit. Jeder einzelne sollte zu einem derartigen Gut beitragen, wenn er über Anstand verfügt. Man nennt das „Sozialität“. Wenn er nicht beiträgt, ist er *Freerider*: Die anderen sollen Leistungen erbringen, selbst profitiert man als Schwarzfahrer von der Solidarität (und Impfbereitschaft) der anderen. Das ist dann nicht Sozialität, sondern Asozialität.

Der Abwägung zwischen kollidierenden Freiheiten entkommt man nicht. Wahrscheinlich darf man in dieser Gesellschaft mehrheitlich, aber nicht flächendeckend Solidarität und Kooperation erwarten.

Der Autor ist Professor für Soziologie an der Universität Graz.

Von Manfred Prisching



Von Robert Jardinero • Managua

Die Nervosität ist den Mitarbeitern ins Gesicht geschrieben als aus dem Gang mit den Reinigungsprodukten die ersten „Viva Nicaragua Libre!“ Rufe zu hören sind. Rund ein Dutzend Menschen mit blau-weißen Flaggen und Spruchbändern fanden sich in der Filiale der Supermarktkette „La Colonia“ im Südosten Managuas ein. Lautstark fordern sie die Freilassung politischer Gefangener.

Während einige mit Applaus Zustimmung signalisieren, verlassen andere fluchtartig die Filiale, den vollen Einkaufswagen an Ort und Stelle zurücklassend. Zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein, oder gar mit den „falschen“ Leuten gesehen zu werden - all das kann in Zeiten wie diesen mit einem unangenehmen Verhör oder gar einer Festnahme enden.

Mini-Proteste dieser Art - in Nicaragua „piquete express“ genannt - finden in der Hauptstadt des mittelamerikanischen Landes regelmäßig statt. Auch heute, am Nachmittag des 18. April 2021 - dem dritten Jahrestag einer zivilen Massenerhebung, die Nicaraguas jüngere Geschichte so nachhaltig prägten wie kein Ereignis seit der sandinistischen Revolution 1979, als die von den USA unterstützte Diktatoren-Dynastie der Somozas ins Exil gejagt wurde.

Seit den Massenprotesten, die das Land vor drei Jahren an den Rand eines Bürgerkriegs brachten, ist die Ortega-Regierung bemüht, jede Form des Widerstands im Keim zu ersticken. Auch an diesem Tag dauert es keine zehn Minuten bis erste Polizeieinheiten vor dem Supermarkt eintreffen. Die Menschentraube hat sich längst aufgelöst und Videos der Aktion werden auf Instagram geteilt.

„2018 war eine Zäsur“

Der seit 2007 - und bereits von 1979 bis 1990 - amtierende Ortega will gemeinsam mit seiner Frau, Rosario Murillo, weiter im Amt bleiben. Um sich die vierte Wiederwahl in Serie zu sichern scheint er bereit, bis zum Äußersten zu gehen.

„2018 war eine Zäsur. Es herrschte eine Aufbruchsstimmung quer durch alle Schichten der nicaraguanischen Gesellschaft“, erzählt der Besitzer eines IT-Unternehmens in Managua. „Bis zu jenem Moment, als Scharfschützen auf demonstrierende Zivilisten zu schießen begannen“.

„Heute wirst du kriminalisiert, wenn du die Flagge deiner eigenen Nation als Armband trägst. Ein falscher Kommentar auf Facebook und Betriebsprüfer stehen vor der Türe oder dein Haus wird mit Parolen beschmiert“, ergänzt er. „Deklariere ich mich öffentlich als Oppositioneller riskiere ich meine unternehmerische Existenz und damit auch jene meiner Angestellten“.



Foto: Antonio Ramirez

Vor drei Jahren ließ Nicaraguas Präsident Proteste mit Waffengewalt niederschlagen. Hunderte verloren ihr Leben, viele weitere wurden verhaftet. Auch im Wahljahr 2021 klammert sich Ortega an die Macht.

Der Revolutionär im Labyrinth

Dieses kleine Land, das sich vor vier Jahrzehnten aus dem Würgegriff einer Diktatur befreite, dessen Revolutionsregierung einst den USA die Stirn bot und sich mit beeindruckenden Alphabetisierungskampagnen, Investitionen in Bildung, Kunst und Kultur die Sympathien der europäischen Linken sicherte, steht erneut vor der Demontage des demokratischen Rechtsstaats.

11,5 Kilometer südlich des Zentrums von Managua fahren am Vormittag des 2. Juni Polizeieinheiten mit einem Haftbefehl vor. In dieser noblen Wohngegend befindet sich der Wohnsitz von Christiana Chamorro, die kurz zuvor ihre Präsidentschaftskandidatur öffentlich machte. Die Justiz bezichtigt sie der Geldwäsche in einer von ihr geführten Stiftung. Gelder aus den USA sollen über die „Fundación Chamorro“ nach Nicaragua geschleust und damit oppositionelle Akteure unterstützt und terroristische Aktionen geplant worden sein, so der Vorwurf der Staatsanwaltschaft.

Die 67-jährige ist die Tochter der früheren Präsidentin Violeta Barrios de Chamorro, die Ortega im Jahr 1990 an den Urnen besiegte. „Dass Ortega die ersten freien Wahlen nach der sandinistischen Revolution verlor und die Bühne der Macht verlassen musste, wurde für ihn zu einem persönlichen Trauma, das ihn bis zum heutigen Tag begleitet“, so der Ortega-Biograf und Journalist Fabián Medina.

Eine Gallup-Umfrage bescheinigt Chamorro gute Chancen, Ortega am 7. November die Präsidentschaft streitig zu machen und damit in die Fußstapfen ihrer Mutter zu treten. Dazu wird es nun wohl nicht kommen. Die Oppositionelle aus einer der

In der Sackgasse

Nicaraguas Präsident befindet sich in einer Sackgasse: Stimmt er freien Wahlen zu, droht Ortega bei seiner möglichen Abwahl ein Verfahren vor dem internationalen Strafgerichtshof.

„Deklariere ich mich öffentlich als Oppositioneller riskiere ich meine unternehmerische Existenz und damit auch jene meiner Angestellten.“

reichsten Familien Nicaraguas steht unter Hausarrest. Das passive Wahlrecht wurde ihr aberkannt, ihre Bankkonten gesperrt, Laptop und Mobiltelefon konfisziert. In den darauffolgenden Tagen ließ die Regierung in einer konzertierten Aktion drei weitere oppositionelle Präsidentschaftskandidat(inn)en festnehmen.

Beispiellose Verhaftungswelle

Die selbst für mittelamerikanische Verhältnisse beispiellose Verhaftungswelle der letzten Wochen empört auch die internationale Gemeinschaft. Luis Almagro, Generalsekretär der Organisation amerikanischer Staaten (OAS), drängt auf eine Abstimmung über den Ausschluss Nicaraguas aus dem Staatenbündnis, die Europäische Union droht mit weiteren Sanktionen und in den USA fordern Senatoren den Ausschluss Nicaraguas aus dem CAFTA-DR Freihandelsabkommen mit Mittelamerika und der Dominikanischen Republik.

„Das ideale Szenario für Ortega sind Wahlen, die ohne ernsthafte Konkurrenz und oppositionelle Volksmobilisierung vonstatten gehen“, ist Ricardo Baltodano, nicaraguanischer Universitätsprofessor und Historiker, überzeugt. Baltodano wurde 2018 selbst verhaftet und verbrachte viele Monate im berüchtigten Staatsgefängnis „El Chipote“.

„Das Regime hat in den letzten sechs Monaten eine Reihe an Gesetzen verabschiedet, um sich auf die heutige Situation vorzubereiten, darunter das sogenannte „Gesetz zur Verteidigung der Rechte des Volkes auf Unabhängigkeit, Souveränität und Selbstbestimmung“. Es verbietet „Verrätern“ die Kandidatur für jedes öffentliche Amt.“

Obwohl es bis November wohl weder die geforderte Wahlrechtsreform noch internationale Wahlbeobachter geben wird: Durch ihre bloße Teilnahme und das Erreichen einer hohen Wahlbeteiligung, so der Gedanke der Opposition, würde man der Diktatur den Wahlbetrug verkomplizieren und ihn international offensichtlicher machen.

Der Präsident befindet sich in einer Sackgasse. International isoliert blühen Nicaragua weitere Sanktionen, die das zweitärmste Land Lateinamerikas nach dem Wegfall der „Petrodollar“-Unterstützung durch Venezuela, den Schäden durch die Hurrikane „Eta“ und „Iota“ sowie dem fehlenden Tourismus vor harte Zeiten stellen könnten.

Stimmt er einem freien und transparenten Urnengang im November zu, droht Ortega bei einer Abwahl nicht nur ein Verfahren vor dem internationalen Strafgerichtshof, sondern auch der Verlust enormer Vermögenswerte, die er und seine Familie in den Jahren an der Macht angehäuft haben. „Somoza dachte nie, dass sein politisches Ende unmittelbar bevor stand. Doch es kam trotzdem. Auch für Ortega gilt: Es ist nur noch eine Frage der Zeit“, ist Baltodano überzeugt.

TAO – aus den Religionen der Welt

Entspannung, Fitness, Lebensphilosophie – all das kann Yoga sein. Als indischer Erlösungsweg vor etwa 2500 Jahren entstanden, praktizieren heute Millionen Menschen weltweit Yoga - und das nicht nur in den klassischen Formen, mittlerweile gibt es auch Metal Yoga, Boxing-Yoga, aber auch Yoga mit Hunden oder Ziegen. Doch wie viel Spiritualität steckt im modernen Yoga? Und welche Schattenseiten hat der globale Boom? TAO fragt nach.

TAO – aus den Religionen der Welt
Samstag, 19. Juni, 19.05 Uhr, Ö1

religion.ORF.at



ÖSTERREICH 1



ORF WIE WIR.

Warum die neue Forderung nach „Technologieoffenheit“ den Klimaschutz tendenziell torpediert – und warum es klare Regulierungen oder notfalls auch Verbote braucht. Ein Gastkommentar.

Technologisch alles offen?

Doch noch ein wenig Öl

Die Fossilindustrie versucht mit positiven Botschaften, Eingriffe zu verhindern. „Technologieoffenheit“ ist ein Beispiel für diesen Neusprech.



Foto: Stock / Leond Ermenyichuk

Von Johannes Schmidl

Seit einiger Zeit geht ein Gespenst um in der Klimaschutzdiskussion: die „Technologieoffenheit“. Damit verknüpft sich die Forderung, wir müssten zuerst noch viel forschen und dürften die Wirtschaft nicht mit Regulierungen und „Zwangsmaßnahmen“ davon abhalten, das Richtige für den Klimaschutz zu tun, sie könne das selbst am besten. Technologieoffenheit verspricht damit auch, wir hätten noch ausreichend Zeit, um die richtigen Technologien aufzuspüren.

Nun klingt „Offenheit“ vorab einmal positiv, und an den richtigen Technologien – von Photovoltaik bis zu Windkraftwerken und Pelletheizungen – haben auch nur wenige etwas auszusetzen. Was könnte also an „Technologieoffenheit“ stören?

Die Fossilindustrie hat, um politische Eingriffe in ihr Machtgehege zu verhindern, ihre Botschaften seit Jahrzehnten positiv formuliert – *geframet*, nennt man das heute. Technologieoffenheit ist eine junge Innovation in diesem Wörterbuch des Neusprechens.

Das australische Coal Institute versprach beispielsweise anno 2006, bis 2020 würden ca. 25 Prozent der CO₂-Emissionen aus Kohle- und Gaskraftwerken nicht mehr in der Luft landen, sondern durch „Carbon Capture and Storage“ (CCS – eine der vielen neuen Technologien) vor ihrem Übergang in die Atmosphäre eingefangen und sicher in der Erdkruste gelagert werden. So würden durch Technologieoffenheit die fossilen Energieträger klimaneutral nutzbar, wenn man sie nur lasse.

Vom sauren Regen bis zum Ozonloch

In Wahrheit sind es gerade einmal symbolische 0,2 Prozent der Emissionen geworden. Allerdings können mit derartigen Versprechen von umfassender Lösungskompetenz neuer Technologien die Geldgeber bei der Kohle und die Gesetzgeber von Regulierungen abgehalten werden.

Technologieoffenheit – damals noch nicht so genannt – hat uns vom sauren Regen bis zum Ozonloch eine Reihe von Umweltkrisen beschert. Wir haben diese Krisen ab den 1980er Jahren rechtzeitig erkannt und bewältigt – allerdings mit Regulierungen und Verboten: Der Abgaskatalysator für Au-

tos wurde nicht aus kapitalismusfreudiger Technologieoffenheit von der Autoindustrie eingeführt, sondern über regulierende Gesetze erzwungen. Fluorkohlenwasserstoffe, Verursacher des Ozonlochs und bedeutende Klimagas, wurden schlichtweg verboten, Kohlekraftwerken wurde Entschwefelung verordnet und der Papierindustrie wurde ihre technologieoffene Chlorbleiche, mit der sie österreichische Flüsse in Kloaken verwandelte, ebenso untersagt, wie es jetzt in Österreich fossil betriebene Ölheizungen bald sein werden.

Regulierungen und Verbote schaffen Klarheit und Knappheit, und diese fördern den innovativen Geist. Technologieoffenheit hingegen führt dazu, dass Entscheidungen in die Zukunft verschoben und notwendige Maßnahmen nicht umgesetzt werden.

„Die Technologien, die wir brauchen, existieren – wir müssen sie nur endlich einsetzen und aufhören, die Entwicklung zu verzögern.“

Gern wird das Argument verwendet, wir müssten auf den internationalen Gleichklang – früher europaweit, jetzt weltweit – warten, und wir sollten jetzt noch nichts tun. Man hat in Österreich damals, bei der Bewältigung der beschriebenen Umweltprobleme, allerdings nicht auf ihn gewartet, wir sind mit Regulierungen vorangegangen. Das hat uns in der Folge einen Technologie- und damit Marktvorteil bei Umwelttechnologien beschert.

Wir haben nicht mehr unbegrenzt Zeit, um technologische Lösungen zu finden oder auf sie zu warten. Die Technologien, die wir brauchen, existieren zum Großteil – wir müssen sie nur endlich einsetzen und aufhören, die notwendige Entwicklung zu verzögern. Bis vor zwei Jahren hat die österreichische Wirtschaftskammer über eine ihrer Teilorganisationen noch den Einbau von Ölheizungen gefördert. Wertvolle Jahre wurden so für den Umstieg auf klimafreundliche Alternativen vergeudet. Aktuell steht die WKÖ von Seiten zahlreicher ihrer Mitglieder immer stärker unter Druck, endlich ihre blockierende Haltung gegen klare Klimaschutzregelungen

aufzugeben. Einige ihrer Mitglieder beginnen sogar mit dem Boykott der Mitgliedsbeiträge, weil sich die Politik der WKÖ gegen deren Geschäftsinteressen richtet, anstatt sich an den Erfordernissen der Zukunft zu orientieren.

Ein Mitglied der *Fridays for Future*-Bewegung, das heute zwanzig Jahre alt ist, hat gute Chancen, jemanden kennen zu lernen, der im Jahr 2060 noch leben wird. In welcher Welt wird das sein? Wird es dann Gletscher nur noch für ein paar Millionäre auf Grönlandreisen zu sehen geben, und Venedig als Plastikmodell in Disneyland – technologieoffen simuliert?

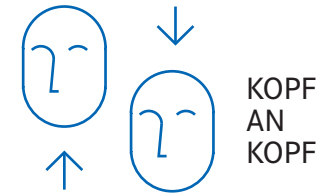
Zusätzlich zu einer Vorliebe für Regulierungen und Verbote wird einzelnen Proponenten der Klimaschutzbewegung vorgeworfen, mit Enteignung braven Bürgern ihr Eigentum wegnehmen wollen. Doch auch dazu zeigt die Wirklichkeit ein differenziertes Bild: Enteignungen finden schon lange statt – zugunsten der fossilen Energiewirtschaft. Ganze Städte mit ihrem kulturellen Erbe werden zerstört, um mit der darunter herausgebaggerten Braunkohle die Zukunft der Jungen zu bedrohen – oder zu enteignen.

Aufgewärmte versalzene Suppen

Von Marktliberalen (zuletzt von Franz Schellhorn von der wirtschaftsliberalen „Agenda Austria“ im *Profil* vom 8. Mai) hört man, Klimaschutz sei nichts wert, wenn er antikapitalistisch sei. Damit irrt er leider genauso wie einzelne Proponenten der Klimaschutzbewegung, die verkünden, der Schutz des Klimas sei nur dann etwas wert, wenn er *antikapitalistisch* sei. Man könnte diesen Streit auch als gutes Zeichen deuten, dass nämlich der Klimaschutz inzwischen so wichtig geworden ist, dass Ideologen aller Couleurs ihre versalzene Suppe daran aufwärmen wollen, indem sie das je eigene Dogma zur neuen Grundlage erklären.

Klimaschutz ist aber ein so wichtiges Ziel, dass er Methoden aus dem Instrumentenkoffer von beidem – dem Kapitalismus und dem angeblichen Antikapitalismus – verwenden müssen wird, um sein Ziel zu erreichen. Der Kapitalismus ist für den Klimaschutz ebenso wenig ein Ziel, wie es der „Antikapitalismus“ ist. Beide sind allenfalls *Mittel* für das Ziel, auch jenen eine lebbare Welt bieten zu können, die heute gerade den Kindergarten besuchen und von denen einige das Jahr 2120 noch erleben könnten. Zumindest wenn wir ihnen den Weg dorthin heute nicht verstellen.

Der Autor arbeitet für den Dachverband Erneuerbare Energie Österreich. Sein Essay „Energie und Utopie“ erscheint dieser Tage bei Sonderzahl in zweiter, durchgesehener Auflage.



KOPF AN KOPF



David Sassoli

fordert EU-Mission für Seenotrettung.



EU-Parlamentspräsident David Sassoli hat eine europäische Mission zur Rettung von Flüchtlingen im Mittelmeer gefordert. Die Europäer hätten die Pflicht, „Leben zu retten“, sagte Sassoli vergangenen Montag bei einer Konferenz. „Es ist nicht länger hinnehmbar, diese Verantwortung allein den NGOs zu überlassen.“ Die EU müsse gemeinsam handeln, auch um „Schlepper zu bekämpfen“.



Benjamin Netanyahu

steht nach Abwahl vor Gericht.



Die Ära Benjamin Netanyahu ist vergangenen Sonntag in Israel zu Ende gegangen. Die Knesset hatte mit hauchdünner Mehrheit den rechten Hardliner Naftali Bennett zum Nachfolger Netanyahu gewählt. Die neue Koalition wird von acht Parteien vom rechten bis zum linken Spektrum gebildet. Nun muss sich Netanyahu wegen Korruption, Betrugs und Untreue vor Gericht verantworten.



Marko Arnautovic

muss nach Schimpftirade zittern.



Die UEFA setzte wegen des mit Schimpftiraden beladenen Torjubels von Marko Arnautovic beim 3:1 vergangenen Sonntag in Nordmazedonien einen Disziplinarermittler ein. Im Raum steht sogar eine Sperre. Arnautovic' Gesten hatten sich gegen seinen nordmazedonischen Gegenspieler Ezgjan Alioski gerichtet. Arnautovic habe sich laut eigenen Angaben bereits bei ihm entschuldigt

Weiterdenken



DER FURCHE PODCAST

Gesellschaftliche Phänomene und Entwicklungen der Zeit – analysiert und diskutiert im FURCHE Podcast: furche.at/podcast

Von Andrea Burchhart

Wenn Christina* von ihrer heute fünfjährigen Tochter Stella* erzählt, gerät sie ins Schwärmen. „Sie ist mein größter Schatz und war rückblickend betrachtet auch meine Rettung. Sie hat mir den Weg gezeigt. Und ja, sie war nicht geplant, aber sie ist gewollt.“ Christina ist Anfang 30, als sie schwanger wird. Mit ihrem Partner führt sie eine prekäre Beziehung. Alkoholmissbrauch ist ein Thema, das sie lange Zeit nicht wahrhaben will. „Er tat mir nicht gut, aber ich wollte mich in dieser Zeit, warum auch immer, schlecht fühlen. Dafür war diese Beziehung perfekt“, sagt sie. Christina hat einen herausfordernden und verantwortungsvollen Job, der ihr alles abverlangt, ihr aber auch Freude macht und sie ausfüllt. Sie holt sich dort das, was sie privat nicht bekommt: Gesehenwerden, Wertschätzung und Anerkennung. Dafür arbeitet sie rund um die Uhr.

Als Christina feststellt, dass sie schwanger ist, dreht Clemens* durch und übt psychischen Druck aus. Er, der eigentlich immer Kinder haben wollte, geht plötzlich in die Kirche, um zu beten, dass Christina dieses Kind nicht bekommt. Er droht mit Suizid und versucht, sie zu manipulieren. Wegen seiner Depressionen und des Alkoholmissbrauchs hätten ihm Ärzte abgeraten, Kinder zu zeugen. „Er meinte auch, dass seine Eltern das Kind verstoßen würden“, erinnert sich Christina. Bis kurz vor der Geburt drängt er sie immer wieder zu einer Abtreibung in Holland. Doch für sie steht fest, dass sie dieses Kind auch alleine bekommen würde. „Clemens war die ganze Schwangerschaft kaum erreichbar, wollte auch zu keinem Termin mitkommen. Erst als ich ihn aus der Reserve gelockt und ihm eine Nachricht geschrieben hatte, ich würde ‚über Holland‘ nachdenken, stand er vor der Tür. Das war der Punkt, an dem für mich die Beziehung endgültig vorbei war“, erzählt sie. Zur Kraft, sich zu trennen – die Christina davor jahrelang nicht aufbringen konnte –, verhilft ihr nun das ungeborene Kind.

Die Tochter wird stigmatisiert

Die Zeit bis zur Geburt nützt Christina, um sich über alle rechtlichen und finanziellen Themen zu informieren. „Es gibt sehr viele und vor allem auch kostenlose Beratungsstellen in Wien, die ich alle aufgesucht habe. Das ist ein tolles Angebot, das jede, die in dieser Situation ist, auch nutzen

sollte“, betont Christina. Den Geburtsvorbereitungskurs macht sie alleine. Bei der Geburt stehen ihr schließlich eine Freundin, Stellas Patentante und die Schwester bei. „Es war einer der schönsten Momente in meinem Leben“, erinnert sie sich. „Meine Tochter hat es mir sehr leicht gemacht.“ Clemens zeigt jedoch kein Interesse am Baby. Auch seine Eltern und Geschwister würden keinen Kontakt zum Kind haben wollen, behauptet er gegenüber Christina. Sie lädt sie trotzdem zur Taufe ein. „Mir war es wichtig, allen die Chance zu geben, Teil des Lebens ihrer Enkeltochter bzw. Nichte zu sein. Und was war? Der Onkel ist gekommen!“

Bis heute besteht Kontakt, zumindest zweimal im Jahr fahren die beiden die Verwandtschaft in Oberösterreich besuchen. Clemens zahlt zwar die vorgeschriebenen Alimente, ist aber sonst nicht existent. Besonders

schmerzhaft bewusst wird Stella das bei Anlässen wie kürzlich am Vatertag. „Wochenlang vorher hab ich schlecht geschlafen, bis ich herausgefunden hab, was überhaupt los ist“, erzählt Christina. Im Kindergarten wurden Karten gebastelt, Stella sollte den Namen ihres Papas draufschreiben. „Da steht dann ‚Papa, du bist der Beste. Ich hab dich lieb‘. Muss das sein?“, ärgert sich Christina über die mangelnde Sensibilität der Pädagoginnen. Und das Nachbarskind, das beim Wettrennen hinter Stella den zweiten Platz belegt, meint: „Du bist zwar schneller gelaufen, aber dafür hab ich einen Papa.“ Man könne sich noch so sehr darum bemühen, das eigene Kind zu schützen, es zu stärken und zu versuchen, immer das Positive zu sehen: Aber dennoch sei das Leben „manchmal einfach beinhart“, sagt Christina.

Manchmal sind es auch nur die eigenen Gedanken und falschen Glaubenssätze, die Alleinerzie-

henden wie Christina im Weg stehen. „Ich habe sehr lange gebraucht, bis ich überhaupt sagen konnte, dass ich alleinerziehend bin. Ein Kind ohne Mann? Obwohl ich nicht besonders traditionell geprägt bin, hat das einfach nicht in mein Weltbild gepasst. Ich dachte mir: Was denken die Leute von mir?“

„Der Vater verweigert den Kontakt. Doch Stella wurde im Kindergarten genötigt, eine Karte mit ‚Papa, du bist der Beste‘ zu basteln.“

Die meisten denken freilich ganz anders. Das ist Christina in den letzten Jahren auch bewusst geworden. Auch der Corona-Lock-



Wohin der Weg geht

ist für Christina eine Frage der Perspektive geworden. Dank ihrer Tochter hat sie falsche Glaubenssätze über Bord geworfen.

Foto: Andrea Burchhart (Bildbearbeitung: Rainer Messerlinger)

Christina ist eine von knapp 300.000 Alleinerziehenden in Österreich. Sie und ihre Tochter haben mit vielen Herausforderungen zu kämpfen – nicht nur finanziell. Das Porträt einer Mutter, die bereits vor der Geburt ihres Babys auf sich gestellt war.

„Ein Kind ohne Mann?“

down war für viele augenöffnend. „Ich höre, dass ich dafür bewundert werde, wie ich das mit meinem Kind alleine geschafft habe.“ Doch wenn Freundinnen sagen, sie könne so froh darüber sein, dass sie sich die Diskussionen mit einem Partner erspare, lächelt Christina. „Es hilft ja nichts, mich aufzuregen. Mir geht kein Partner ab, wenn es darum geht, Aufgaben aufzuteilen. Das schaffe ich gut allein. Aber mir fehlt der Partner dann, wenn es etwas Wichtiges zu feiern gibt: die ersten Worte, die ersten Schritte. Und er fehlt mir im Gespräch.“ Sie müsse darauf achten, ihre Tochter nicht mit Erwachsenenthemen zu überfordern. „Aber sie ist eben meine wichtigste Gesprächspartnerin.“

Nach einem Jahr Karenz möchte Christina zurück in den Job. Als ihr Antrag auf einen Kinderbetreuungsplatz abgelehnt wird, fällt sie aus allen Wolken. Erst nach einem persönlichen Vorgesprächen beim Magistrat klappt es schließlich. „Aber ich frage mich, warum Alleinerziehende im System nicht automatisch vorgezogen werden. Überhaupt habe ich noch nie einen Vorteil gesehen, alleinerziehend zu sein. Wenigstens hier wäre eine Bevorzugung angebracht gewesen.“

Vom Chef gedemütigt

Rücksicht auf Christinas Situation gibt es aber auch in ihrer Firma nicht. Die Elternteilzeit wird zwar offiziell akzeptiert, im Grunde wird sie dafür aber gemobbt. „Ich habe nur noch funktioniert, bin im Dauerlauf von Wohnung in die Kinderkrippe, von dort ins Büro und wieder zurück. Stella war oft krank und ich musste eine Pflegefreistellung beantragen. Obwohl mein Chef selbst eine junge Familie hatte, wollte er von mir schriftlich bestätigt haben, dass das nicht mehr vorkommen wird.“ Die Demütigung und die Tatsache, dass Christina zwischen die Fronten neuer Geschäftsführer gerät, zwingen sie zu einer Kündigung. Mit AMS-Unterstützung ist es aber nicht schwer, einen neuen Job zu finden. Zumal sie ihre eigenen Ansprüche extrem herunterschraubt. „Für den Job, den ich heute mache, bin ich überqualifiziert“, sagt Christina. Vor kurzem habe sie die Möglichkeit gehabt, ihre Mietwohnung zu kaufen. Aber die Kreditwürdigkeit einer Alleinerziehenden ohne große Eigenmittel gehe gegen Null.

Bleibt der generelle Wunsch nach mehr Gerechtigkeit und Empathie. „Ich habe lernen müssen, aktiv um Hilfe zu bitten“, meint Christina. „Es wäre schön, wenn die Realität anders wäre.“

*Namen aus Persönlichkeitsrechtlichem Schutz von der Redaktion geändert.

Von Wolfgang Ölz

Die Klaraschwestern sind ein junger Orden, der aus der Landschaft der Vorarlberger Klöster nicht mehr wegzudenken ist. Die Klara-Edition, die kürzlich mit dem Preis der österreichischen Orden **N** ausgezeichnet wurde, ist ein Projekt, das höchstes Lob verdient. Kunstinteressierte finden zu Klösterräumen und umgekehrt wird auch ein Schuh daraus: Kirchliche Menschen erwerben zeitgenössische Kunst und unterstützen damit die Schwestern genauso wie die beteiligten Künstler.

1983 beginnen einige Frauen im Kloster Gauenstein bei Schruns auf Einladung des damaligen Diözesanbischofs Bruno Wechner ihr klösterliches Leben im Geist der Hl. Klara. Heute gehören dem Orden insgesamt 17 Schwestern inklusive einer Novizin an, im August kommt eine neue Postulantin dazu. Die Spiritualität der Klaraschwestern prägt einerseits ein tief kontemplatives Gebetsleben und andererseits eine große Offenheit für alle Menschen, besonders die „Brüder und Schwestern von der Straße“. In der Franziskusstube bekommt jede und jeder der Tageszeit entsprechend eine herzliche Jause oder einen guten Kaffee.

Finanzierung der Klaraschwestern

Der Freundeskreis der Klaraschwestern besteht aus 1200 unterstützenden Mitgliedern. Der ehemalige ÖVP-Nationalratsabgeordnete und Bregenzer Stadtrat, Kurt Mathis, stellt jedes Jahr die Summe von 80.000 Euro auf, um im Budget mindestens eine schwarze Null zu schreiben. Die Ideen gehen den Freunden der Schwestern nicht aus: Sei es nun das große Klostermärktle, das jährliche Konzert zur Bregenzer Festspielzeit, die Einspielung einer CD oder eben die Klara-Edition, die nun ausgezeichnet wurde. Zu dieser Kunstaktion kam es durch einen zunächst kritischen Kontakt zum renommierten Vorarlberger Künstler Marbod Fritsch.

Das kam so: Kurt Mathis organisierte vor sechs Jahren eine große Kunstauktion und erbat dafür von Bekannten und Künstlern Werke, die sie einer Versteigerung zugunsten der Klaraschwestern zur Verfügung stellen sollten. So wurde Kurt Mathis auch bei Marbod Fritsch vorstellig. Marbod Fritsch fand es unfair, dass arme Klosterschwestern bei ebenfalls armen Künstlern um eine Gabe bitten. Darüber hinaus verringere so eine Auktion den „Marktwert“ der Künstler. Kurt Mathis, der Marbod Fritsch sehr gut kennt, provozierte den Künstler mit der Frage, ob er denn etwas Besseres wüsste.

Marbod Fritsch ist einerseits als versierter Zeichner und andererseits als Umsetzer von künstlerischen Konzepten in Vorarlberg bekannt, die mitunter besser funktionieren, als das dem Künstler lieb ist. 2004 hat er beispielsweise im Harder Becken einfach eine Schranke ins Wasser gestellt. Fritsch wollte damals darauf aufmerksam machen, wie absurd es ist in einem See, hier dem Bodensee, fiktive Grenzen zwischen Staaten, hier Österreich, Deutschland und der Schweiz, zu ziehen. Das Medienecho war enorm und der unbeabsichtigte Skandal perfekt, weil sich die rechtschaffenen und jegliche Absurdität hassenden Vorarlberger irgendwie durch diese bloße Schranke in ihrem Weltbild in Frage gestellt sahen. In einem aktuellen Projekt für die Landwirtschaftsschule hat Marbod Fritsch einen Rasenmäher so programmiert, dass in einem Workshop mit den Schülern erarbeitete Wörter wie etwa „Kopfsalat“ in den Rasen gemäht werden.



Fotos:Ölz, Klaraschwesternfotos auf Seite 10 sind gratis

Künstler und Schwestern

Marbod Fritsch mit der ersten Ausgabe der Klara-Edition 2017 (li.), die Klaraschwestern vor ihrem Kloster in Bregenz (u.)



Das Projekt Klara-Edition, das die Vorarlberger Klaraschwestern unterstützt, wurde mit dem Preis der Orden 2020 ausgezeichnet. Ein Versuch, Kunst und Glaube in Berührung zu bringen.

Kunst und Kontemplation

Die Klara-Edition ist ebenfalls ein stringentes Konzept, das Marbod Fritsch gemeinsam mit Kurt Mathis entwickelt hat. Über fünf Jahre haben fünf anerkannte Vorarlberger Künstler jeweils jedes Jahr ein Werk geschaffen, das in einer Auflage von 30 Stück um 360 Euro erstanden werden konnte. Der jeweilige Künstler erhielt 160 Euro, die Schwestern 200 Euro. Anfängliche Befürchtungen auf den Bildern sitzen zu bleiben, verflüchtigten sich sofort: Die erste Edition von Marbod Fritsch 2017 wurde den Schwestern förmlich aus den Händen gerissen. Auch die Arbeiten der folgenden Künstler(innen), Alexandra Wacker (2018), Manfred Egen-

der (2019) und Harald Gfader (2020) sind restlos ausverkauft. Ebenso die Arbeit der Künstlerin, Sophie Thelen, deren Werk am 9. Juli zum Verkauf angeboten wird, wird sicher innerhalb kürzester Zeit vollständig vergriffen sein. 80 Prozent der Käufer(innen) haben sich für ein Abo entschieden, erwerben damit sämtliche fünf Werke und erhalten somit eine schöne Mappe von Arbeiten von Vorarlberger Kunstschaffenden zum herausfordernden Thema „Glauben“.

Äbtissin Sr. Rita Maria sieht ihr Gottesbild von großer Offenheit geprägt. Diese Offenheit findet sie für sich auch in der modernen Kunst, in der die Schönheit Gottes in tausend Möglichkeiten aufleuchten könne. Ihr Kloster in Bregenz, das sich in den Räumlichkeiten des ehemaligen Kapuzinerklosters in der Bregenzer Oberstadt befindet, steht jedem und jeder offen, der/die sich nach Stille sehnt. Hier können Menschen, egal welcher Gesinnung, zu sich finden. Eine rote Linie ist für Sr. Rita Maria nur der Wunsch nach einer billigen Unterkunft, etwa im Rahmen eines Besuchs der Bregenzer Festspiele. Ansonsten ist der Gästebereich offen für Männer und Frauen. Es kann auch an den kunsthandwerklichen Tätigkeiten wie etwa dem Ikonen-Schreiben, dem Salben-Produzieren oder dem Glückwunschkarten-Gestalten teilgenommen werden. Offenheit und Neugierde sind gefragt, die Teilnahme an allen Gebetszeiten ist keine Verpflichtung.

Mehr Experimente wagen

Wenn eine junge Frau Interesse am Ordensleben hat, dann soll sie im Kloster spüren, dass sie hier bereichert wird. Wenn sie empfindet, dass das ihr Ort sein könnte, dann kann mitunter der Schritt ins Postulat richtig sein.

Marbod Fritsch schätzt das Lebendige im Leben der Klaraschwestern ungemein. Er könnte sich sogar vorstellen, eine Zeit lang mit ihnen mitzuleben.

Die Äbtissin Sr. Rita Maria Schmid hat am 14. Juni bei der Bischofskonferenz in Mariazell an einem Studientag mit 16 Frauen teil-

genommen. In der Vorbereitung auf diesen Studientag hat sie zwei provokante Fragen an die Bischöfe formuliert: Erstens: „Was ist Ihre Vision vom Reich Gottes?“ Ihre Antwort lautet: „Meine Vision ist es, dass wir vor Gott alle gleich sind! Dass wir uns als Frauen und Männer ergänzen – nicht ausgrenzen sollten!“ Die zweite Frage lautet: „Wovor haben Sie am meisten Angst? Vor einer Kirchenspaltung oder vor Machtverlust?“ Auch ihre Antwort ist sehr klar: „Meine Angst ist, dass es bald keine Frauen mehr in der Kirche gibt. Dann können Sie alle weiteren Überlegungen vergessen.“ Sr. Rita Maria stellt noch weitere Fragen: „Wenn eine Frau, eine Ordensfrau einer geistlichen Gemeinschaft vorsteht, warum kann sie dann nicht mit der Gemeinschaft die Eucharistie feiern, dazu befähigt werden?“

Sie schließt mit einer Klarstellung an: „In meiner Gemeinschaft sind Schwestern, die gerne den priesterlichen Dienst als Frau ausüben würden – aber nicht in den vorhandenen Strukturen.“ Ihre Vision ist es, verschiedene Modelle auszuprobieren. Zum Beispiel mit einer Probezeit von fünf Jahren schauen, was ist möglich und was bewährt sich, was zeigt sich. „Die Bischöfe sollten mehr Experimente zulassen und auch dahinterstehen, begleiten mit schauen - ohne Angst!“

„Meine Angst ist, dass es bald keine Frauen mehr in der Kirche gibt. Dann können die Bischöfe alle weiteren Überlegungen vergessen.“

Äbtissin Rita Maria



Einen anderen Preisträger, die „Interreligiöse Dialoggruppe Favoriten“, stellte Victoria Schmidt am 12.5.2021 vor, nachzulesen auf furch.at.

Diese Seite entstand in Kooperation mit den Ordensgemeinschaften Österreichs. Die redaktionelle Verantwortung liegt bei der FURCHE.

Der Münchener Kardinal Reinhard Marx hat seinen Rücktritt angeboten. Rainer Maria Woelki, sein Kölner Kardinals-Bruder, war zu solch einem Schritt bislang nicht bereit. Mit der Apostolischen Visitation in Köln steht mehr als nur die Zukunft von Woelki auf dem Spiel.

Kardinäle auf dem Prüfstand

Von Gregor Maria Hoff

Die Ereignisse in der katholischen Kirche überschlagen sich. Auf die Ankündigung einer Apostolischen Visitation in Köln folgten die bestürzenden Bilder aus Kanada mit den sterblichen Überresten von mehr als 200 indigenen Kindern. Verantwortlich: die Leitung der Kamloops Residential School, die über Jahrzehnte in Händen der katholischen Kirche lag. UN-Experten verlangten umfassende Aufklärung und Entschädigungsleistungen und adressierten ihre Forderung ebenso an den Vatikan, wie der kanadische Premier Justin Trudeau eine Entschuldigung von Papst Franziskus forderte. Sie steht noch aus, wofür es alsbald wohlfeile Erklärungen gab. Man müsse erst einmal aufklären.

Wie ein Kommentar zur Sache, wenn auch ohne Bezug zu den kanadischen Ereignissen, traf dann die Erklärung von Kardinal Marx ein, er habe den Papst gebeten, ihn von seinen Pflichten als Erzbischof von München und Freising zu entbinden. „Im Kern geht es für mich darum, Mitverantwortung zu tragen für die Katastrophe des sexuellen Missbrauchs durch Amtsträger der Kirche in den vergangenen Jahrzehnten. Die Untersuchungen und Gutachten der letzten zehn Jahre zeigen für mich durchgängig, dass es viel persönliches Versagen und administrative Fehler gab, aber eben auch institutionelles oder ‚systemisches‘ Versagen.“

Visitation in Köln

Binnen einer Woche, von einem Freitag zum nächsten, drehte sich die katholische Welt wieder um den Missbrauchsskandal, weil die Kirchenleitung bis heute nicht imstande ist und die längste Zeit nicht willens war, radikale Aufklärung zu betreiben sowie entschiedene Konsequenzen zu ziehen.

Das Erzbistum Köln mit der „Aufklärungspolitik“ seines Erzbischofs steht dafür nicht nur in der deutschen Öffentlichkeit symbolisch. Zuletzt wurden juristische Bedenken gegen das zweite Gutachten laut, das Kardinal Woelki in Auftrag gegeben hatte und veröffentlichen ließ. Nun also sind Apostolische Visitatoren im Auftrag des Papstes in Köln eingetroffen. Sie führen Gespräche mit unterschiedlichen Personen und Gruppen im Erzbistum. Sie machen sich ein Bild von der Lage: kirchenrechtlich wie pastoral. Sie lassen Protokolle anfertigen, die den Gesprächspartnern aber nicht zur Kontrolle zur Verfügung gestellt werden. Und sie fertigen einen Abschlussbericht an, der dem Papst zugeht. Er entscheidet am Ende über Konsequenzen. Die Öffentlichkeit bleibt weitgehend außen vor, als handle es sich um einen rein internen Vorgang. Transparenz à la katholisch.

Von „systemischem Versagen“ spricht Kardinal Marx in seinem Brief an den Papst. Mit dem gegebenen Format einer Apostolischen Visitation lässt es sich schon deshalb nicht durchbrechen, weil sich hier das System selbst prüft. Und genau da besteht seit Jahrzehnten das Problem.

Immerhin haben die beiden Visitatoren, der Stockholmer Kardinal Anders Arborelius und der Rotterdamer Bischof Hans van den Hende, als erstes mit Missbrauchsoffern gesprochen – und zwar mit Vertretern, die aus Protest gegen das Vorgehen von Kardinal Woelki zuvor aus dem Kölner Betroffenenbeirat ausgetreten waren. Als „wahnsinnig empathisch und zugewandt“ beschrieb Patrick Bauer die Visitatoren, um in Richtung Woelki anzuschließen: „Er versteht nicht, wofür es uns Betroffenen geht. Es geht ihm immer nur um sein Denken, um sein Empfinden und um das, wie er glaubt,



Brüder im Amt

Kardinal Reinhard Marx (li.) bot dem Papst den Rücktritt an – der lehnte ab. Kardinal Rainer Maria Woelki (re.) sieht sich seit Monaten Rücktrittsaufforderungen gegenüber – ohne dass er es tut.

Foto: picturedesk.com / gpa / Hoff/Vennenbernd

wie es gut ist.“ Diese Mentalität trifft den Kern des systemischen Problems, das Kardinal Marx benannt hat.

Mit seinem Rücktrittsgesuch gab sich der ehemalige Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz als Teil dieses Systems zu erkennen. Von persönlicher Schuld war die Rede, auch wenn Marx sie so wenig konkret machte wie sein Kölner Mitbruder, bei dem das Einräumen eigener Verantwortung die Aufklärungskraft eines Nebelwerfers besitzt. Mit dem Gutachten der Kanzlei Gercke, das im Frühjahr anstelle eines ersten, aus formellen Gründen nicht zur Veröffentlichung freigegebenen präsentiert wurde, sieht sich Kardinal Woelki in juristischer Hinsicht entlastet. Aber längst geht es nicht nur um korrekte Aktenführung und die Einhaltung von kirchenrechtlichen Vorgaben.

An die hält sich der Vatikan selbst nur bedingt. Als der Münsteraner Bischof Genn eine Anzeige nach Rom weiterleitete, wonach

Woelki einen Fall sexuellen Missbrauchs durch einen Priester nicht kirchenrechtskonform behandelt habe, ließ der Heilige Stuhl die vorgesehene Frist für eine Reaktion einfach verstreichen. Es geht längst um die moralische und die geistliche Autorität des Kölner Oberhirten. Bei einem Besuch in einer Düsseldorfer Gemeinde wurde Kardinal Woelki deshalb förmlich die rote Karte gezeigt. Vierzehn von fünfzehn Stadt- und Kreisdechanten des Erzbistums haben „persönliche Konsequenzen“ gefordert. Sie stehen bis heute aus.

Also sollen sich nun die Visitatoren „vor Ort ein umfassendes Bild von der komple-



Das – letztlich unangenehme – Rücktrittsangebot von Marx kommentierte Otto Friedrich am 10.6.2021, nachzulesen unter „Kardinal Marx beim Wort nehmen!“ auf furche.at.

„Denn die Beteuerungen à la Woelki, man wolle aufklären, reichen nicht, wenn sie weder am System etwas ändern, noch Bischöfe bereit sind, Konsequenzen zu übernehmen.“

GLAUBENSFRAGE

Von Ines Charlotte Knoll

Im Zeitalter der Stürze

„Ich bin ins Zeitalter der Stürze gekommen“, schrieb Ingeborg Bachmann. Eine so treffende Überschrift für das Empfinden unserer Zeit, in der viele die Orientierung verlieren ob all der sich überstürzenden Nachrichten mit unfassbar bestürzenden Inhalten. Als ein „katakastrophales Fallen ins Nichts“ beschreibt die Dichterin ihren Zustand, als notiere sie das heutige Zeitsturz-Empfinden: Die Wahrheit fällt in sich zusammen und der Anstand und die Verantwortung und die Fürsorge und die gute Absicht. Irgendetwas zerbricht gerade.

„Jeder, der fällt, hat Flügel“, hat die Dichterin, deren 95. Geburtstag in diesem Juni begangen wird, auch gesagt. Da ist eine Kraft, die Wunder von Sinn wirkt und Mysterien von Mut ermöglicht. Immer sind wir auch eine werdende Welt, die Gott nicht aus seinen Händen und ihren Gedanken lässt. Darum sind wir doch auch je eine Alternative in Person und bleiben nicht in dem, was ist und wirken den Sinn, den wir in uns tragen, wie die Lichttage uns wer-

den, als wollten sie dem Jetzt der Krise wirkliche Rettungsanker zuwerfen mit auffahrender Freude und dem sakramentalen Anklang von Sein und Werden und Wesen. Alles was ist, ist immer und ewig der Ergänzung wert und würdig. Die Seele dieser Welt und die einer jeden Anwesenheit hat ihren Ort und Halt in der Gnade und der Wahrheit eines Menschen, der in jedwedem Leben, selbst im vermeintlich verfehlten und gescheiterten, das Angesicht Gottes neu erblickt.

Religion sei der Versuch, „keinen Nihilismus zu dulden und eine unendliche (endlich nicht widerlegbare) Bejahung des Lebens zu leben“, sagt Dorothee Sölle. Wir haben den schönsten Grund, die Welt nicht zu entlassen aus der Hoffnung und dem Glauben an die Gottesliebe, die uns aus aller Vergeblichkeit zieht. „Jeder, der fällt, hat Flügel“.

Die Autorin ist evangelische Pfarrerin i.R.



pastoralen Situation im Erzbistum Köln verschaffen“. Auch wenn Woelki bezeugt, den Besuch zu begrüßen: Er steht vor der Tatsache, dass sein Agieren auch für den Papst alles andere als außer Zweifel steht. Ein formaler Freispruch, wie ihn die Kanzlei Gercke für Woelki aussprach, kann auch in Rom nicht mehr reichen. Die Messlatte bischöflichen Handelns liegt auf dem Niveau, das Kardinal Marx nicht länger unterschreiten will.

Autorität des Papstes auch auf Prüfstand

Dass der Papst dessen Rücktritt nicht annimmt, ändert daran nichts: Es geht um den Rest an apostolischer Autorität, den Bischöfe als Teil eines kirchlichen Systems beanspruchen, das die spezifisch katholische Form sexuellen und geistlichen Missbrauchs ermöglicht und getragen hat.

Das gilt auch für den Papst. Dass Franziskus Kardinal Marx im Amt hält, kann ihm nicht nur mit dem kommenden Gutachten aus München auf die Füße fallen, seine Autorität nimmt jetzt schon Schaden.

Denn Beteuerungen à la Woelki, man wolle aufklären, reichen nicht, wenn sie weder am System selbst etwas ändern, sprich: an der Form, in der sakralisierte Macht in der Kirche ausgeübt wird, noch Bischöfe bereit sind, persönliche Konsequenzen zu übernehmen. Ist Woelki wirklich aus dem Schneider, wenn er sein Wissen zwar nicht direkt verschleierte hat, aber zum Beispiel einen Priester beförderte, der mit einem minderjährigen Prostituierten sexuell verkehrt hatte? Kirchenrechtlich stellt das für den Kardinal kein Problem dar, weil der 17-jährige Mann zum Zeitpunkt des Vorgangs 2001 nach damals geltendem CIC nicht als volljährig galt und der Fall deshalb nicht als Verstoß gegen das Zölibatgesetz gewertet wurde.

Dass es mehr als nur diesen einen Vorfall gab, ist das eine. Aber das andere ist die persönliche Haftung des Bischofs. Es mag sein, dass Woelki am Ende aus formaljuristischen Gründen im Amt bleiben kann. Aber seine apostolische Autorität ist auf Dauer beschädigt. Oder wie es der Vorsitzende der DBK, Bischof Georg Bätzing in Würdigung des Rücktrittsgesuchs von Kardinal Marx formulierte: „Für eine solche Entscheidung, da braucht man menschliche Stabilität, und da muss man auch geistlich offen sein. Ich glaube, der Punkt dieser Souveränität, der ist in Köln einfach überschritten.“

Der Autor ist Professor für Fundamentaltheologie und Ökumene an der Uni Salzburg.

Neuronale Erfrischung

Bereits ein kleines Mittagsschlafchen kann die Gedächtnisleistung verbessern. Aber auch beim Erlernen motorischer Fähigkeiten sind Ruhephasen wichtig, wie eine aktuelle Studie zeigt.



Foto: iStock / Michael Blann

Von Martin Tauss

Ein heißer Sommertag. Ein Bauer und eine Bäuerin liegen im Schatten eines goldgelben Heuballens. Schlafend ausgestreckt am Boden; er barfuß, den Hut ins Gesicht gezogen, Schuhe und Sichel neben ihm. Im Hintergrund warten das Vieh und der Karren. Das ist Vincent Van Goghs Bild „Siesta“ von 1890. Sie zeigt den Inbegriff der Auszeit, mitten am Tag.

Die Tradition der Mittagsrast stammt aus einer agrarischen Lebenswelt, in der man vorwiegend körperlich arbeitete, unter freiem Himmel, der Sonne ausgesetzt. Und ihre Wurzeln sind vielfältig, wie Karoline Walter in ihrer kleinen Kulturgeschichte des Schlafs erläutert („Guten Abend, gute Nacht“; Hirzel-Verlag 2019): Zum einen gibt es abergläubische Motive, denn in der europäischen Folklore war der Mittag eine dem Alltag entthobene Zeit, in der Geister und Dämonen ihr Unwesen trieben (erst ab dem Mittelalter wurde die Geisterstunde allmählich in die dunkle Mitternacht verlegt.) Zum anderen wurde die mittägliche Feldarbeit vor allem in den südlicheren Ländern durch die Hitze erschwert, so dass schattige Ruhe allein schon deshalb geboten war, um Sonnenstiche oder Kreislaufprobleme zu vermeiden.

Von der Siesta zum „Power Nap“

Heute ist die traditionelle Siesta selbst in Südeuropa auf dem Rückzug; zugleich aber wurde der kurzfristige Tagesschlaf als neue Kraftquelle wiederentdeckt. Doch zwischen der vormodernen Mittagsrast und dem heutigen „Power Nap“ liegt ein weiter historischer Weg, wie Karoline Walter zeigt: „Der althergebrachte Mittagsschlaf war ein Stück weit ein passives Sich-Hingeben an das Unvermeidliche, eine Kapitulation gegenüber übermächtigen Kräften der Natur (...). Demgegenüber ist der ‚Pownap‘ sozusagen von seinem Ende her gedacht“ – und dieses Ende markiert sogleich den Start in eine neue Arbeitsphase. In einer ökonomisierten Welt steht der „Pownap“ ganz im Zeichen der Effizienz.

Kurzfristige Ruhephasen zahlen sich aus: Sie heben die Stimmung, steigern die Leistung und erleichtern das Lernen. Ein Streifzug durch Kulturgeschichte und Hirnforschung.

Pause bitte!

Er sollte nicht länger als 20 Minuten dauern; sonst könnte das unerwünschte Abgleiten in eine Tiefschlafphase die Produktivität zerstören. Tech-Firmen wie Google oder IBM stellen ihren Mitarbeitern bereits eigene Ruheräume für die zwischenzeitliche Rast zur Verfügung. Bei Google soll sogar ein spezielles Möbelstück dafür sorgen, dass die Batterien der Mitarbeiter möglichst rasch wieder aufgeladen werden: Der „EnergyPod“ bietet am Kopfende eine raumkapselartige Kugel, die den Benutzer schlagartig von den Reizen der Außenwelt abschirmt: Damit wird es vorübergehend ganz dunkel und still.

„Hierzulande wird Schlafen noch oft mit Faulheit assoziiert. In Teilen Asiens hingegen gilt man als fleißig, wenn man tagsüber einschläft.“

Manuel Schabus

Im österreichischen Arbeitsalltag ist der „Power Nap“ jedoch noch wenig verankert. „Dahinter stehen tiefe kulturelle Prägungen“, sagt Manuel Schabus, Neurowissenschaftler an der Universität Salzburg. „Hierzulande wird Schlafen noch oft mit Faulheit assoziiert. In manchen asiatischen Ländern hingegen gilt man als fleißig, wenn man tagsüber einschläft – als Zeichen dafür, dass man hart gearbeitet hat.“ Zumal der Mittagsschlaf in den stärker kollektiv geprägten Gesellschaften in Indien, Thailand, Japan oder China ohnehin eine lange Tradition hat. „Da es sich um

einen gesunden Prozess handelt, wäre es sinnvoll, das kurze Einschlafen in unsere Kultur zu integrieren“, bemerkt Schabus. „Noch dazu, da es auch aus ökonomischer Sicht sinnvoll erscheint: Die Erholung im Schlaf hebt die Stimmung, steigert die Leistung und vermindert die Fehlerrate.“ Mancherorts ist dies bereits der Fall: So haben etwa einige Krankenhäuser oder Flughäfen bereits eigene Ruhezeiten eingerichtet, in denen man sich auch tagsüber aufs Ohr legen kann.

Lernen im Offline-Zustand

Dass der Schlaf auch wichtig für das Gedächtnis ist, wurde in zahlreichen Studien gezeigt. Ein Merkmal dafür sind sogenannte Schlafspindeln, die durch ein rasches Auf und Ab der Hirnstromaktivität gekennzeichnet sind und besonders in einem Leichtschlaf-Stadium (NREM2) auftreten. Wenn im EEG viele dieser Muster zu sehen sind, deutet das darauf hin, dass Gedächtnisinhalte gut abgespeichert werden.

Somit spielt der Schlaf auch beim Lernen eine entscheidende Rolle. Das hat auch damit zu tun, dass man sich während des Schlafens quasi in einem Offline-Zustand befindet – das heißt es müssen keine neuen Informationen mehr aufgenommen werden. „Wenn wir Fakten lernen, dann kommt es über den Tag zu einer relativ hohen ‚Vergessensquote‘ von bis zu 40 Prozent, weil wir ständig mit neuen Anforderungen konfrontiert sind“, erklärt Hirnforscher Schabus. „Im Schlaf jedoch kann das Erlernete ungestört nochmals durchgespielt werden. Dadurch werden die Lerninhalte im Nervensystem gefestigt.“

Das gilt übrigens auch für die Pausen nach dem Lernen: Auch im Wachbewusstsein können die Nervenzellen die Ruhephasen nutzen und die erwünschten Aktivitätsmuster immer wieder von Neuem durchspielen – „wie wenn bei einem Fußballspiel die wichtigen Szenen wiederholt gezeigt werden“, so Schabus. „Daher empfiehlt es sich, nach dem Lernen immer wieder Ruhephasen oder falls möglich auch einen ‚Power Nap‘ einzulegen.“ So wurde gezeigt, dass bereits ein Mittagsschlafchen über sechs Minuten das Gedächtnis verbessern kann.

Dass Pausen auch beim Erlernen motorischer Fertigkeiten wertvoll sind, zeigt eine Studie, die soeben im Fachjournal „Cell Reports“ veröffentlicht wurde. Die rechtshändigen Teilnehmer mussten lernen, einen Fünf-Finger-Testcode (z.B. „41234“) mit der linken Hand zu tippen. Die Intervalle ihrer Übung waren extrem kurz: Nach zehn Sekunden gab es jeweils zehn Sekunden Pause. Aber auch hier zeigte sich in der Bildgebung des Gehirns, dass die Aktivität der Nervenzellen beim Tippen während der Ruhephasen nochmals durchgespielt wurde – allerdings in einer viel schnelleren Version, gleichsam als verdichtete Erinnerung. Die Geschwindigkeit dieses „Replays“ nahm im Laufe des Experiments generell ab – war aber individuell unterschiedlich ausgeprägt. Interessanterweise stand sie mit dem Lernerfolg in Zusammenhang: Bei jenen Teilnehmern, in deren Gehirn das Ereignis öfter bzw. schneller durchgespielt wurde, waren größere Fortschritte bei der Übung zu verzeichnen.

„Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass in motorischen Lernprozessen die Pause genauso wichtig ist wie die Praxis selbst“, folgerte Studienautor Leonardo Cohen von den amerikanischen „National Institutes of Health“ (NIH). „Diese Prozesse im Gehirn zu verstehen, ist nicht nur für das Erlernen neuer Fertigkeiten relevant. Sie erscheinen auch als Schlüssel für die Behandlung von Patienten mit neurologischen Erkrankungen, die etwa nach einem Schlaganfall ihre Fertigkeiten oft mühsam wieder erlangen müssen.“

Mit Geistesblitzen glänzen

Egal ob in der Schule, beim Studium oder in der Arbeitswelt: Die wissenschaftliche Literatur zeigt einhellig, wie wichtig Pausen sind. Im „Home Office“, das seit den Corona-Maßnahmen für viele Menschen zur neuen Realität geworden ist, sind diese jedoch oft schwieriger umzusetzen als im Büroalltag. Denn während man dort gleichsam automatisch mit Kolleginnen und Kollegen in einen Kaffeepausen-Plausch gerät, muss der Arbeits-Pausen-Rhythmus zuhause erst etabliert werden. Als Richtschnur werden nach jeder Stunde kurzfristige Ruhezeiten angeraten, ebenso wie eine etwas längere Pause nach dem Mittagessen. Zugleich empfiehlt es sich, achtsam zu sein und auf den Körper zu hören. In Zeiten multipler Kommunikationskanäle, die rund um die Uhr Nachrichten übermitteln, ist das keineswegs selbstverständlich: „Seien Sie diszipliniert – und machen Sie Pausen!“, lautet daher eine dringende Empfehlung für das „Home Office“.

Nicht zuletzt wissen Menschen in Kreativberufen, dass unverhoffte Einfälle oft erst dann kommen, wenn man kurz einmal abschaltet und sich eine Pause gönnt. Minimale Auszeiten im Laufe des Tages könnten sich also in jeder Hinsicht lohnen, wie auch der Slogan des „Nickerchen Berlin“, einem deutschen Wellness-Studio für Massagen und „Power Naps“, nahelegt: „Erst dämmern. Dann mit Geistesblitzen glänzen.“

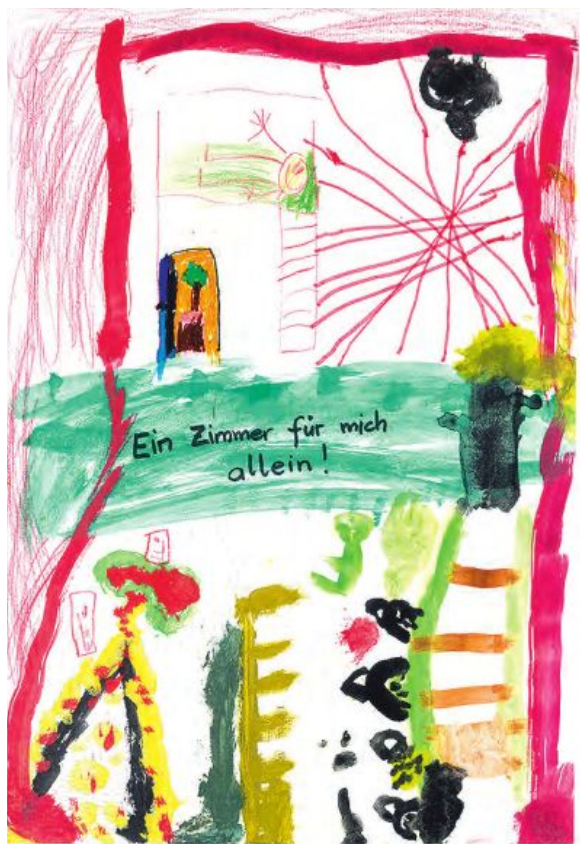
Das Hilfswerk Unicef animiert Heranwachsende, ihre Wünsche und Verbesserungsvorschläge für ihre Umgebung und unser Zusammenleben zu veranschaulichen – als Fingerzeig in Richtung Politik. Ein Einblick in den bereits entstandenen Ideenkatalog.

Eine bessere Welt qua Kinderhand

Von Brigitte Quint

„Kinder und Jugendliche werden hier (auf der Welt, Anmerk.) mehr Zeit verbringen als die Erwachsenen von heute. Daher ist es so wichtig, dass sie sagen und beschreiben, welche Wünsche sie für die Erde und das Leben haben. Diese Gedanken zeichnen ein Bild, an dem die Verantwortlichen jetzt arbeiten müssen“, so Kinderbuchautor und Unicef Österreich Botschafter Thomas Brezina zum Ideenkatalog des Kinderhilfswerks der Vereinten Nationen. Unter #denkirdiewelt wird Heranwachsenden in Österreich eine Plattform gegeben, um ihre Visionen und Forderungen für die Welt von morgen zu artikulieren. Hintergrund der Aktion (sie läuft bis zum 3. Oktober) sind die Prinzipien der UN-Kinderrechtskonvention, die einmal mehr in den Fokus gerückt werden sollen.

Im Ideenkatalog (online unter unicef.at/denkirdiewelt) abrufbar, ist etwa das Werk von Larissa (12): Sie hat zwei Hände gemalt. Auf der einen sitzt ein gelber Schmetterling, die andere zerquetscht dessen Ebenbild, Blut tropft herab. Oberhalb der Darstellung heißt es: „Animals lives matter!“ (Tierleben zählen!). Das Bekennt-



Auch das Thema Corona bzw. Lockdown wurde von vielen Teilnehmer(inne)n thematisiert. Offenkundig wird anhand dieser Zeichnung, dass es dem Urheber an einer Rückzugsmöglichkeit fehlt.

nis zum Tierschutz ist vielen der bisherigen Teilnehmer(innen) ein Anliegen. Die Bedrohung der Meere wird thematisiert, das Artensterben. Der neunjährige Fabian geht indes in seinem Bild auf die Causa Kernenergie ein, titelt: „Atomkraftwerk STOP“. Ein oder eine Schüler(in), der oder die anonym bleiben will, zeichnet einen Wald, aus dem mit einem Netz geliebener Müll gefischt wird.

„Der Appell: Die Eltern sollen sich im Zuhören üben. Auf Bildern zu sehen sind Mütter und Väter, die vor einem Bildschirm sitzen und das Kind neben sich ignorieren.“

Die neunjährige Livia fordert: „Ärztinnen und Ärzte für alle.“ Ein Hauptteil im Katalog ist zudem der Familie bzw. den zwischenmenschlichen Beziehungen gewidmet. Ein Appell vieler lautet etwa: Die Eltern oder andere ihrer Bezugspersonen sollen sich besser im Zuhören üben. Auf Bildern zu sehen sind Mütter und Väter, die vor einem Bildschirm sitzen und das Kind neben ihnen ignorieren. Eine der Teilnehme-

rinnen hat eine Szenerie wie diese mit einem roten Kreuz durchgestrichen und einen grünen Haken neben eines gemacht, in der die Mutter ihr Kind in den Arm nimmt.

Indes hat sich Schülerin Sophie dem Anliegen der „Body positivity“-Bewegung angenommen. Auf ihrer Zeichnung sind Gesichter mit unterschiedlicher Hautfarbe zu sehen, sowie eine korpulente und eine ausgesprochen dünne Frau im Bikini und eine Lippe, die als Regenbogen bemalt wurde. „Every Body is beautiful“ heißt es zwischen den einzelnen Fragmenten. Dass Kinder gehört werden und ihre Meinung ernst genommen wird, ist ein Kinderrecht“, betont auch Corinna Geißler von UNICEF Österreich. Gemeinsam mit einer Jury sollen daher rund um den Weltkindertag im November die jungen Künstler gekürt werden. Ziel der Kampagne ist, Politiker für die Anliegen von Kindern zu sensibilisieren.

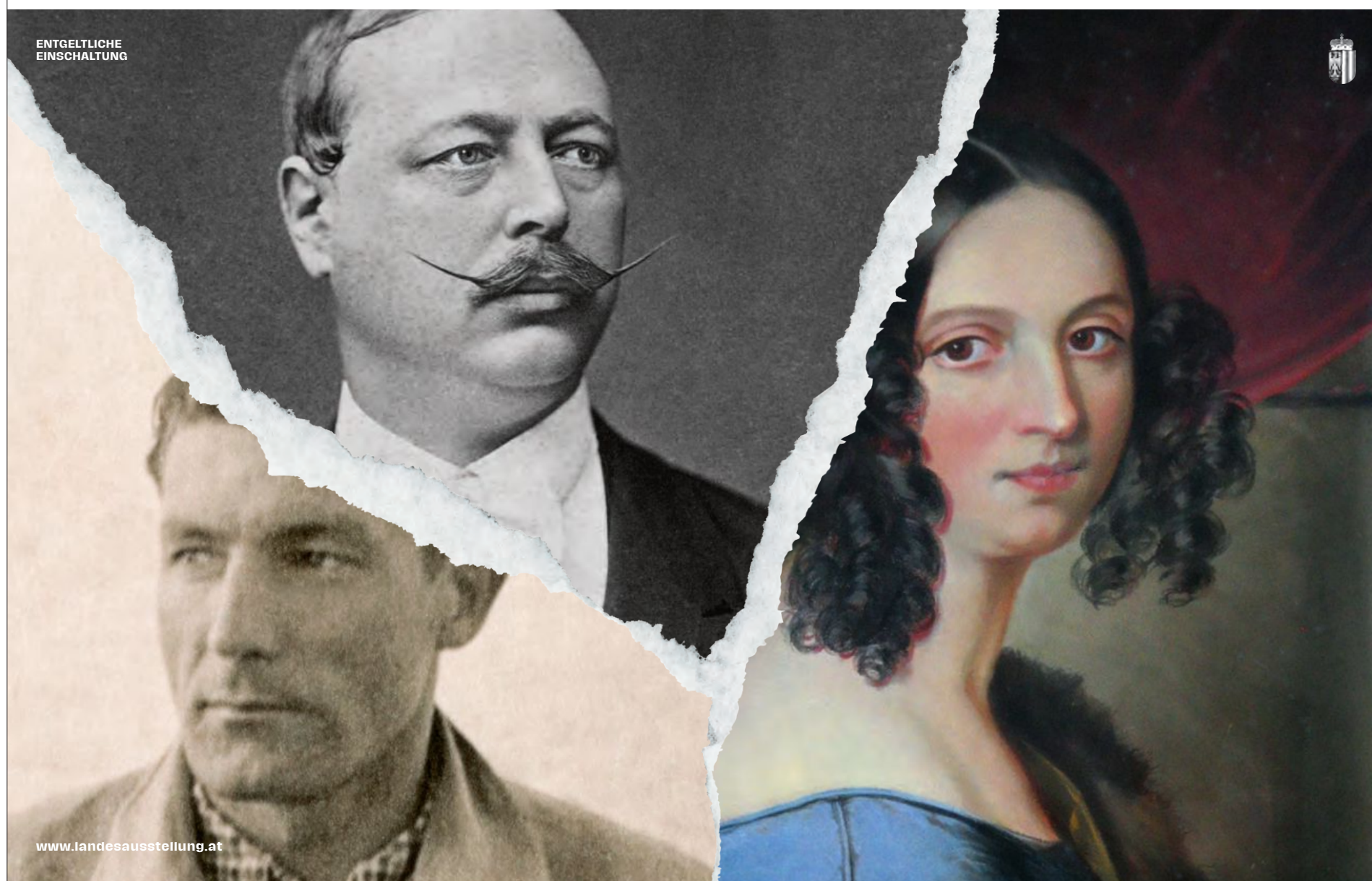


Eine Auswahl der über 700 Bilder und Texte von Kindern, die 2020 eingereicht wurden, werden im UNICEF Österreich „Denk dir die Welt“-Ideenkatalog (unter www.unicef.at) präsentiert.

OÖ. Landesausstellung
Steyr 2021
24. April bis 7. November

ARBEIT WOHLSTAND

MACHT



ENTGELTLICHE
EINSCHALTUNG

www.landesausstellung.at

NACHRUF

Andreas Bsteh: Ein Leben für den Dialog

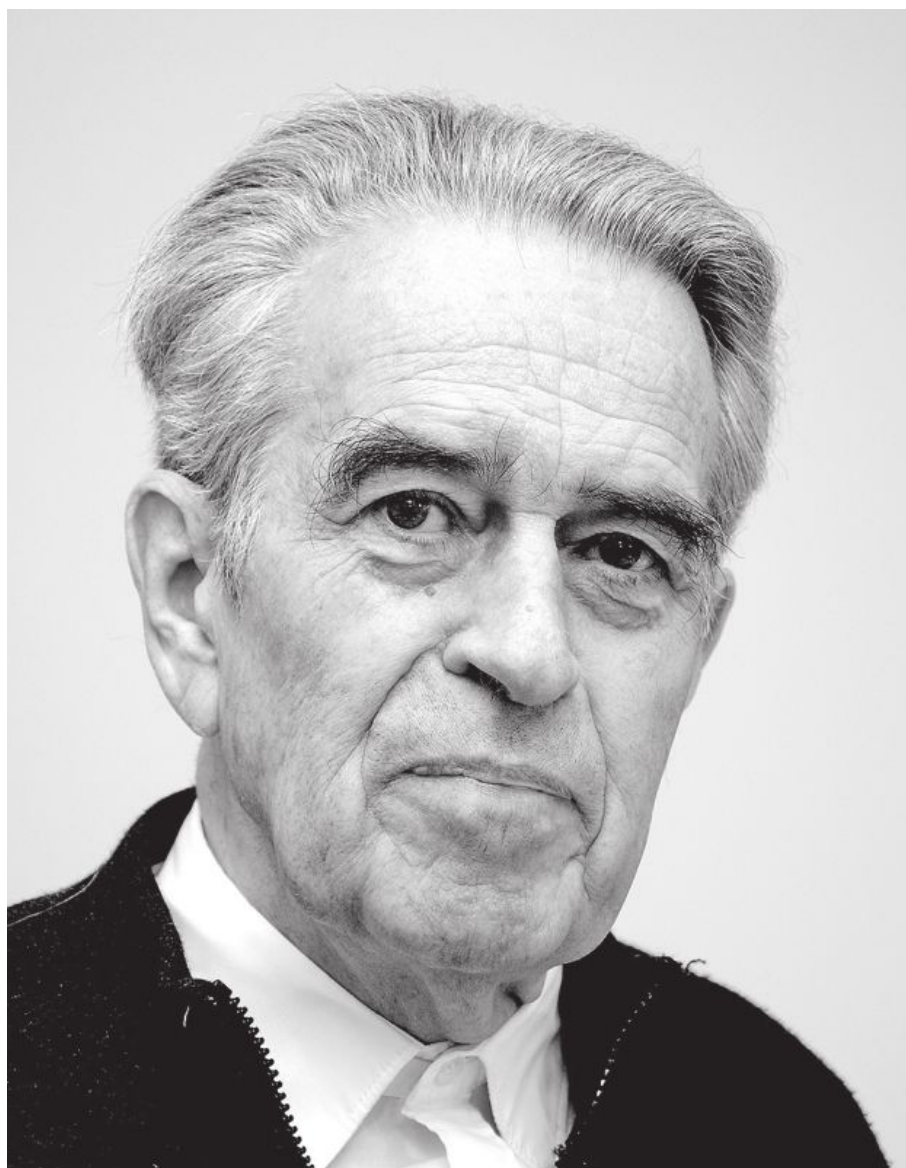


Foto: Steyler Missionare / Christian Tauchner

Das Ringen der Kirche um Inkulturation in die nichtchristliche Welt und insbesondere der christlich-muslimische Dialog waren seine Lebensthemen: Am 9. Juni ist Andreas Bsteh im 88. Lebensjahr verstorben.

Im Freinademetzheim Maria Enzersdorf ist am Mittwoch vergangener Woche der Pionier des christlich-muslimischen Dialogs in Österreich gestorben: Pater Andreas Bsteh. Der Steyler Missionar war neben den Ethnologen der „Wiener Schule“, Wilhelm Schmidt, Martin Gusinde und Wilhelm Koppers, eine der großen Persönlichkeiten des Missionshauses St. Gabriel im Süden Wiens. Das Ringen der Kirche um Inkulturation in die nichtchristliche Welt hat er zu seinem Lebens-thema gemacht (vgl. unten).

1933 als Sohn des Primararztes Otto Bsteh geboren, trat Andreas Bsteh 1954 in den von Arnold Janssen in Steyl/Niederlande gegründeten Missionsorden Societas Verbi Divini (SVD) ein, der schon damals als progressiv galt. Bsteh studierte an der SVD-Hochschule St. Gabriel und in Innsbruck und promovierte 1965 mit einer Dissertation bei Karl Rahner zur Universalität der Erlösung. In St. Gabriel unterrichtete der junge Priester Fundamentaltheologie, wenige Jahre später sollte er dort auch Hochschuldekan werden. In dieser Funktion organisierte er 1975 in St. Gabriel eine vielbeachtete religionstheologische Konferenz, bei der u.a. Walter Kasper und Karl Rahner die Eckpunkte einer universalen Inkulturation des Christentums in eine plurale Welt skizzierten. 1977 folgte – ebenfalls mit Rahner – ein großes Wagnis: die erste mitteleuropäische Tagung zum theologischen Islamdialog.

Bsteh zog zur Vorbereitung den ägyptischen Konvertiten Georges Anawati (1905-1994) bei, der ihm hochkarätige Referenten aus der Al-Azhar-Universität vermittelte. Weitere Säule dieser und weiterer Islam-Konferenzen war der Leiter der arabischen Handschriftensammlung an der Österreichischen Nationalbibliothek, Smail Balic (1920-2002). Dessen kühne These – „Die Scha-

ria ist ein Konstrukt der Nachwelt Mohammeds und in ihrem Gesamtumfang heute nicht mehr akzeptabel“ – sorgte bei Bstehs Tagungen für heftigste Kontroversen. Und an den Fronten von damals dürfte sich bis heute wenig geändert haben ...

Mit Anawati, Balic und Fachleuten aus Nahost, Afrika und Südostasien im Vorbereitungsteam konnte Bsteh im Auftrag von Außenminister Alois Mock zwei internationale christlich-islamische Konferenzen in der Wiener Hofburg organisieren (1993, 1997). Vertreten waren sämtliche Haupt-richtungen des Islam. Einer der Redner war Ajatollah Khamenei, wobei die Einladung dieses deklarierten Israelgegners medial und vor Ort Kritik auslöste – ein Risiko, das Bsteh in Kauf nahm.

Aufgrund von Bstehs Renommée gerade im Iran war es möglich, dass Kardinal Schönborn 2001 eine Reise ins Land der Ajatollahs durchführen konnte – mit politischen Spitzentreffen und einem Festvortrag vor hunderten Studierenden an der Teheraner Imam Sadr-Universität als Höhepunkte.

Bis vor wenigen Jahren arbeitete Bsteh im Netz seiner mühsam aufgebauten Dialogschienen. Er organisierte Round-Tables und gestaltete das Religionstheologische Institut St. Gabriel zum echten Kompetenzzentrum aus. Zahlreiche international beachtete Publikationen wurden veröffentlicht.

Die großen Veränderungen im Missionshaus St. Gabriel – Übergabe eines Gebäudeteils an die Flüchtlingshilfe, Stilllegung der Ordenshochschule 2007 – trug Bsteh mit, musste aber mit dem Aus für die Hochschule viele Herzblutprojekte, die er als Dekan verantwortet hatte, beenden. Mit Bstehs Tod geht ein bedeutendes Kapitel der Geschichte von St. Gabriel zu Ende. Doch hat er viele Menschen inspirieren können, die seine Dialogbegeisterung weiterführen.

(Franz Morawitz, Kathpress-Redakteur i.R.)



FURCHE
ANNO DAZUMAL

Von Cornelius Hell
Nr. 12/18. März 2004

Fremde Heimat Wien

„Nur wenige sind in der Stadt, deren Vorfahren den Nachbarn bekannt sind; alte Familien gibt es kaum, Zuwanderer überwiegen.“ Das klingt wie die Horrorvision von Politikern, die auf der Klaviatur der Vorurteile geschickt zu spielen wissen. Doch es ist ein Zitat aus der „Historia Australis“ des Aeneas Silvius Piccolomini von 1452/53. [...] „Einheimische in der Minderheit: weniger als die Hälfte der Einwohner Wiens sind in Wien geboren“ – das ist kein Zitat, sondern die statistische Wahrheit von 1900: Am Ende dieses Jahres waren nur 46,6 Prozent der in Wien lebenden Menschen in Wien geboren. Damals war Wien eine multikulturelle europäische Großstadt. Und heute ist es das wieder. Die Anfänge davon liegen 40 Jahre zurück. Und nicht der Wunsch unendlich vieler Menschen, nach Wien zu kommen, stand am Anfang, sondern planmäßige österreichische Anwerbung aus der Türkei und aus Jugoslawien. Von 1968 bis 1990 nannte man sie „Gastarbeiter“ (vorher sagte man „Fremdarbeiter“, seither spricht man von „Ausländern“); dass es einen Gast ausmacht, dass er nicht arbeiten muss, hat offenbar niemanden irritiert. [...]

Mittlerweile lebt schon die dritte Generation in Österreich, und unser Staatsbürgerschaftsgesetz sorgt dafür, dass hier weiterhin täglich „Fremde“ geboren werden, die nirgendwo eine Heimat haben als in Österreich.

Vom Zeitgeist überrollt



NUSSBAUMERS
WELT

Heinz Nußbaumer
Herausgeber

Ist es Zufall – oder schlicht das Ergebnis selektiver Aufmerksamkeit: Wieder einmal fügen sich die Ereignisse zu einem rätselhaft widersprüchlichen Mosaik.

Da ist der Streit um die „Islam-Landkarte“, die – so die einen – alle hier lebenden Muslime unter einen Generalverdacht stellt. Ein Vorwurf, den ihre Urheber als „konstruierte Skandalisierung“ zurückweisen. Was freilich offen lässt, warum sich gerade das Integrationsministerium mehr mit Sicherheitsfragen zu befassen scheint als mit kreativen Impulsen für ein entspanntes Zusammenleben von Kulturen und Religionen.

Da ist zeitgleich die Nachricht vom Tod des letzten großen Impulsgebers für interreligiösen, interkulturellen Dialog in un-

serem Land. 87-jährig ist P. Andreas Bsteh SVD dieser Tage verstorben (siehe *Nachruf oben*). Von Alois Mock und Kardinal König berufen, hat er in lebenslanger theologischer Feinarbeit an einem Bündnis der Weltreligionen gewerkt – getragen von Gastfreundschaft, Respekt und Neugierde für die geistigen Schätze der Anderen. Wis-send, dass Europa unausweichlich ein Kontinent religions-pluraler Verständigung sein muss, um überleben zu können. Sein Fundament war christliche Identität und offener Horizont. Was davon wird bleiben?

Corona und politisches Desinteresse

Da ist zugleich auch die schlimme Nachricht, wie es jenen Flüchtlingen ergeht, die wir nach wie vor in gesetzlich verordneter Herzlosigkeit in die Hölle Afghanistans zurückschicken. Aber wen kümmert das noch? Dass die brisante Studie der „Diakonie“ zu einem (zumindest zeitweisen) Abschiebestopp führen könnte, wird sich weiter als naiv erweisen. Zu konsequent hat ein anderer Zeitgeist das Land überrollt.

Und da ist, ganz persönlich, die Erinnerung an das Ende der so verdienstvol-

len „Österreichischen Orientgesellschaft Hammer-Purgstall“ vor einem Jahr. 62 Jahre lang hatte sie, einst von rotweißbroten Regierungsmitgliedern ins Leben gerufen, die Welt des Nahen und Mittleren Ostens und das Gemeinsame bewahrt und erklärt – in Geschichte, Kultur, Sprachen usw. Abertausende in- und ausländische Studierende haben dort in Kursen, Vorträgen und Kulturangeboten von der Welt des Islam gehört, gelernt und den herandrängenden Vorurteilen Widerstand geleistet.

Corona, die Einreise-Sperren und politisches Desinteresse haben im Vorjahr ihr blitzartiges Ende erzwungen. Geblieben sind nur die vom Konkurs erzwungenen Steuerschulden, die jetzt von den ehrenamtlichen Ex-Vorständen, alle Spitzen-Wissenschaftler, beglichen werden müssen. Was den Gesetzgeber vor die Frage stellen könnte, wie das beständige Lob für das Ehrenamt mit derlei Bestrafungen vereinbar ist ...

Bleibt das heute so weltfern klingende Wort des großen islamischen Gelehrten und Mystikers Ibn al-Arabi. Vor über 800 Jahren hat er geschrieben: „Mein Herz ist weit offen für den Geist Gottes. In ihm wohnen die Mönche der Christen, der schwarze Stein der Kaaba in Mekka, die heiligen Texte der Tora und des Koran. Wohin auch immer Gott seine Karawane führt – dort wird mein Glaube und meine Liebe sein!“

„Dass die brisante Studie der ‚Diakonie‘ zu einem Abschiebestopp nach Afghanistan führen könnte, wird sich als naiv erweisen. Zu konsequent hat ein anderer Zeitgeist das Land überrollt.“

DIE FURCHE
DIE ÖSTERREICHISCHE WOCHENZEITUNG · SEIT 1945

Medieninhaber (Verleger): Die Furche –
Zeitschriften-Betriebsgesellschaft m. b. H. & Co KG
Herausgeber: Prof. Heinz Nußbaumer,
Dr. Wilfried Stadler
Geschäftsführerin: Nicole Schwarzenbrunner

Chefredakteurin: Mag. Doris Helmberger-Fleckl
Grafik/Layout: Rainer Messerklinger
Redaktion: Dr. Otto Friedrich, Mag. Romana
Holtemayer, Margit Körbel MA, Dipl.-Soz. (Univ.)
Brigitte Quint, Dr. Brigitte Schwens-Harrant,
Oliver Tanzer, Dr. Martin Tauss,
Mag. (FH) Manuela Tomic
Anzeigenleitung: Margarita Stöber,
Tel.: (01) 512 52 61-30
E-Mail: margarita.stoerber@furche.at

Product Management: Mag. Johannes Mantl
Aboservice: E-Mail: aboservice@furche.at
Tel.: (01) 512 52 61-52
Alle: 1030 Wien, Hainburger Straße 33
Tel.: (01) 512 52 61-0, Fax: (01) 512 52 61-88
E-Mail: vorname.nachname@furche.at

Druck: DRUCK STYRIA GmbH & Co KG, 8042 Graz
Jahresabo: € 125,-
Halbjahres- & Uniabo: € 69,-

Das Abonnement kann frühestens zum Ende der
Mindestbezugsdauer – unter Einhaltung einer
sechswöchigen Kündigungsfrist – jederzeit schrift-
lich abbestellt werden. Wenn keine entsprechende
Kündigung erfolgt, dauert das Abonnement ein
weiteres Jahr bzw. im Falle eines Halbjahresabos
weitere sechs Monate.

Offenlegung gem. § 25 Mediengesetz:
www.furche.at/offenlegung

Druckauflage: 19.215 (ÖAK HJ2 2015)

Alle Rechte, auch die Übernahme von
Beiträgen nach § 44 Abs. 1 und 2
Urheberrechtsgesetz, sind vorbehalten.
Art Copyright © Bildrecht, Wien.

www.furche.at



So wichtig es ist, die Korruptionssümpfe trockenzulegen, so wichtig erscheint es, auch in der digitalen Kommunikation ein gewisses Maß an kontrollfreier Privatheit zu garantieren. Ein Gastkommentar.

Wohin bloß mit den garstigen Wörtern?

Im kleinbürgerlichen Provinzmilieu, dem ich meine gute Kinderstube verdanke, waren Anstand und Höflichkeit Kardinaltugenden: ordentlich grüßen; keine garstigen Wörter aussprechen; nur dann antworten, wenn man gefragt wird, dann aber laut und deutlich. Angesichts einer misslungenen Schularbeit vor den Ohren des Lehrers „Scheiße“ zu sagen, wäre ein Tabubruch gewesen, und einem Polizeibeamten gegenüber sprachlich zu entgleisen, hätte eine Anzeige nach sich gezogen.

Für den öffentlichen Raum der Fünfziger- und Sechzigerjahre galt eine eher strenge Sprachordnung. Umso deftiger ging es im geschützten Privatbereich zu. War die ungeliebte Lehrerin aus dem Klassenzimmer verschwunden, wurde über die „blöde Blunzn“ gelästert; und den Mitschüler, der mich aus dem Hinterhalt mit dem nassen Tafelschwamm bewarf, titulierte ich ungeniert als „Arschloch“.

Wir Achtundsechziger sind nicht nur die Generation der politischen Weltrevolution, sondern auch die des antiautoritären Urschreies (Arthur Janov), mit dem wir uns von „repressiver“ Affektkontrolle und „verlogener“ Höflichkeit befreiten. Mach auf! Lass es zu! Befreie dich – und alle anderen gleich mit! Diese anderen wurden allerdings bald zum Problem, manche sogar zu jener Hölle, von der Sartre gesprochen hatte. Denn nicht nur die „guten“ Kritiker(innen) des Kapitalismus, des Patriarchats, des Faschismus und der katholischen Sexualmoral öffneten vernehmlich ihre Herzen, sondern auch die „Bösen“, denen es völlig egal ist, ob ihre Äußerungen als rassistisch, frauenfeindlich oder islamophob eingestuft werden.

Notwendige Sprachordnung

Was tun mit dem unberechenbaren Gespenst der Redefreiheit? *Political correctness* und *cancel culture*, das ist (auch) die Panikreaktion des Linkliberalismus auf das von ihm selbst verschuldete Freiheitspathos. Der ganz und gar befreite Mensch ist nicht per se glücklich und sittlich wohlgeraten, er ist auch aggressiv, ungerecht und wird von unberechenbaren Affekten getrieben. Der illusionslose Blick auf die *conditio humana* beweist nicht nur, dass wir eine Rechtsordnung brauchen; um des so-

zialen Friedens willen brauchen wir auch eine Sprachordnung, soziale Normen der Kommunikation. Aber wie legen wir sie an?

Die neuen Kommunikationsmedien haben den Spielraum der Freiheit drastisch verändert. Sie ermöglichen es, dass spontane, flapsige Äußerungen, die in prädigitaler Zeit als mündliche Augenblicksbotschaften rasch wieder verhallt sind, dauerhaft verschriftlicht werden. Mehr noch, sie können in die weite Welt hinausgetragen und im blödesten Fall Gegenstand strafrechtlicher Ermittlungen werden. Dass sich dann die Grenze zwischen privat und öffentlich rückstandslos auflöst, kann – wie man derzeit sieht – dramatische Folgen haben.



DIESSEITS
VON GUT
UND BÖSE

Von Christian
Schacherreiter

„Dass ausgerechnet die in puncto Datenschutz engagierten Neos das Prinzip der Privatsphäre aufgeben, ist eine Lehre.“

Wie nützlich wäre es für Sebastian Kurz, Gernot Blümel und Thomas Schmid gewesen, hätten sie in der Schule den sozialverträglichen Umgang mit moderner Kommunikationstechnologie gelernt. Spitzenpolitiker sollen sich von Lausbuben auch durch ihre Kommunikationspraxis unterscheiden. Nimmt man im öffentlichen Leben eine prominente Rolle ein, sind „coole“ Winner-Chats absolut verzichtbar.

Gezielte Affektkontrolle, ein altes, aber stets aktuelles philosophisches Postulat, kann im Ernstfall karrierestabilisierende Wirkung haben. Manch einen, zum Beispiel Christian Pil-

nacek, lehrt diese Lektion leider erst das Leben. Allerdings bin ich – im Gegensatz zur mehrfältigen Kurz-muss-weg-Allianz – nicht der Meinung, dass es demokratiepolitisch notwendig war, den Chatverlauf Pilnacek-Brandstatter an die Medien weiterzureichen, so befremdlich seine Sager auch sind. Dass ausgerechnet die in Sachen Datenschutz stets engagierten Neos in diesem Fall das Prinzip Privatsphäre bedenkenlos aufgeben, ist auch eine interessante Lehre: Wenn es parteistrategisch opportunistisch ist, stürzt selbst das hehrste Ideal.

Raum für Geläster und Geblödel

So wichtig es einerseits für eine Gesellschaft ist, die Sümpfe der Korruption trockenzulegen, so wichtig erscheint es mir andererseits auch, den Bürgerinnen und Bürgern ein gewisses Maß an kontrollfreier Privatheit zu garantieren, eine Sphäre des vertraulichen Sprechens, in der – ungefährlich für die Mitwelt – geschimpft, gelästert und geblödel werden kann, ohne dass ständig die Furcht vor dem öffentlichen Pranger im Raum steht. Die garstigen Wörter kann man nicht ganz verbieten, aber sie gehören in Reserven.

Der berüchtigte Stammtisch ist das umstrittene Symbol dieser privaten Freiheit. Grundsätzlich möchte ich ihn verteidigen, auch gegen die Gebildeten unter seinen Verächtern. Wenn die sprachlichen Tabus proportional zur Zahl der geleerten Biergläser entsorgt worden sind, ist sicher kein Schönheitspreis für Sprachmoral mehr zu gewinnen, es braut sich aber auch nicht gleich ein politisches Unheil zusammen. Oft ist die Schimpf- und Scheltrede, ob am realen oder im digitalen Stammtisch, einfach nur ein Ventil für Ärger und Frustration.

Die Toleranz, die ich für das private Geschwätz beanspruche, kann aber nicht im selben Ausmaß für die öffentliche Rede gelten, nicht für die politische, nicht für die religiöse. Geistliche und weltliche Hasspredigten aller Art liegen eindeutig jenseits jener Grenze des öffentlich Sagbaren, die schwer zu ziehen ist, auf die wir aber nicht verzichten können.

Der Autor ist Literaturkritiker und Autor. Jüngst erschienen: „Im Heizhaus der sozialen Wärme“ (Otto Müller Verlag).



QUINT-
ESSENZ

Von Brigitte Quint

Nur ein Flügelschlag

Bevor ich Mutter wurde, war ich naiv. Ich glaubte, wenn man einen Buggy, eine Babywippe oder ein Kinderduschgel braucht, dann geht man in ein Geschäft und kauft es. Einfach so. Wie falsch ich lag. Ich lernte von Gleichgesinnten, dass es zuerst die Bewertung für das jeweilige Produkt im Internet zu studieren gilt. Ich erfuhr, dass Händler nicht gleich Händler ist. Akzeptabel sind nur die, die auf die Bedürfnisse der Familie eingehen. Psychisch wie physisch. Ja, und bevor man überhaupt etwas kauft, braucht es einen Giftstoff-Check.

Im Laufe der Jahre hat sich die Hysterie gelegt. Also meine. Dachte ich. Doch jetzt tauchte die Causa Schultasche auf. Mir wurde erklärt, dass überhaupt nur vier, fünf Modelle zumutbar sind. Damit die Schultasche auf den Körperbau meines Kindes abgestimmt ist, braucht es vorab einen Beratungstermin. Gute Berater verstünden auch etwas von geschlechtsneutraler Erziehung. Was das heißt? Dass sie meinem Sohn die Schultasche mit dem lila Glitzer-Einhorn zuerst aufschwätzen.

Kann der Flügelschlag eines Schmetterlings in Brasilien einen Tornado in Texas auslösen? Das fragte sich einst der Mathematiker Edward N. Lorenz. Der „Butterfly effect“ ist seither ein Grundpfeiler der Chaos-Theorie. Gemeint ist, dass nicht vorhersehbar ist, wie sich Veränderungen der Anfangsbedingungen langfristig auf die Entwicklung des Systems auswirken.

Wenn ich meinen Sohn nicht zu dem geschlechtsneutralen Schultaschenberater schleppe, dann könnte das also gravierende Folgen haben. Für seine Gesundheit. Oder seine Partnerwahl. Oder sein Urvertrauen. Eine winzige Fehlentscheidung könnte apokalyptische Dimensionen annehmen. Allerdings: Auch eine Mutter, die jedes Mini-Detail im Leben ihres Kindes kontrollieren will, hat das Potenzial, ihren Nachwuchs in den Wahnsinn zu treiben.

ZUGESPITZT

Enthaberung

Dem Hausarzt eine Flasche Roten schenken, um vor der Delta-Variante noch schnell das zweite Jaukerl zu bekommen: Ist nur nett – oder schon korrupt? Transparency International sieht das eher konservativ: Wenn persönliche Kontakte genutzt werden, um früher an staatliche Dienstleistungen heranzukommen, handelt es sich um das böse K-Wort. Österreich schneidet hier traditionell nicht besonders rosig ab, erst vor Kurzem hat der Europarat daran erinnert, dass noch 17 von 19 Anti-Korruptions-Empfehlungen umzusetzen wären. Doch nun scheint der Weg frei zur großen Enthaberung: Ein Antikorruptionsvolksbegehren zieht ins Land – und wirklich jeder will es unterschreiben. Nur die Prioritäten liegen noch ein wenig auseinander: Während die Proponenten das „Derschlohn“ von Verfahren beenden wollen, geht es Andreas Hanger um Persönlichkeitsrechte im Allgemeinen und das grausliche Leaken grauslicher Chats im Besonderen. Ob es Herbert Kickl um die Justiz, Kurz oder das Ende der Weltverschwörung geht, ist noch offen. Aber fein, wenn sich alle einmal einig werden. Und sei es im „Schwarzen Kameel“.

Doris Helmsberger

NACHRUF

Häftling, der an Justiz glaubte

Juan Carlos Chmelir wurde der „Rekordhäftling“ genannt. Seine Höchstleistung bestand aber nur vordergründig in der Rekordzahl der Lebensjahre, die er in Gefängnissen verbrachte. Seinen bedeutenderen Rekord stellte er dadurch auf, dass er nicht aufgegeben hat, an den Rechtsstaat zu glauben. Chmelir glaubte an die Gesetze – an jene, die ihn vor Jahrzehnten für seine Straftaten ins Gefängnis brachten und an jene, die ihn nach Erfüllung aller Voraussetzungen zur Haftentlassung wieder in die Freiheit bringen werden.

In diesem Glauben schrieb er am 6. April dieses Jahres vom Krankenbett aus einen Brief an die Anstaltsleitung der Justizanstalt Graz-Karlau. Mit der Hand, mit Kugelschreiber auf einem einfachen Blatt Papier. Formlos in der Ausführung, aber mit Stil im Inhalt. Eine Beschreibung, die auch für den Menschen Chmelir passt. Seine Befunde ließen nur mehr eine geringe Lebensdauer erwarten, schrieb er: „Ich bitte daher die österreichische Justiz meine Person nach knapp 43 Jahren Straftat zu entlassen und die letzten Tage oder Wochen mit meiner Familie verbringen zu dürfen.“

Ein Foto des Briefes schickte Chmelir über das Mobiltelefon eines anderen Patienten an die FURCHE, zu der er nach persönlichen Treffen und regelmäßigen Telefonaten seit 2008 ein Vertrauensverhältnis aufgebaut hatte. Chmelir bat um Weiterleitung des Briefes an seinen Anwalt; er fürchtete, dass auch dieses Ansuchen wieder einmal verschleppt wird. Oder wie der Grazer Gefängnisseelsorger Nor-



Juan Carlos Chmelir (1949-2021) war ein seit langem geläuteter Krimineller. Trotz positiver Gutachten kam er nie frei.

bert Engele, der sich für Chmelirs Freilassung einsetzte, einmal schimpfte: „Was ein Pfarrer schreibt, ist der Justiz völlig wurscht, das wird nicht einmal ignoriert, das ist denen scheißegal.“ Oder wie die vor zwei Jahren nach 40 Jahren Fernbeziehung gestorbene Frau von Chmelir immer fürchtete: „Dass sie ihn abdrehen da drinnen, denn er war ein Revoluzzer – das verzeihen die ihm nie!“

Anstatt zu seiner Familie wurde Chmelir, als es ihm etwas besser ging, wieder in eine geschlossene Anstalt verlegt, wo er auch noch an Covid erkrankte. Am vergangenen Sonntag, kurz nach seinem 72. Geburtstag, verstarb Juan Carlos Chmelir. Der Rekordhäftling, der bis zuletzt an die Justiz glauben wollte. (Wolfgang Machreich)

DIE FURCHE
EMPFEHLT

Gesundheit und
Vertrauen

STYRIA ETHICS IM LIVESTREAM

Die Pandemie hat das Vertrauen *im* und *in das* Gesundheitswesen strapaziert. Wie steht es nun darum – strukturell, politisch und medial? Maria Kleťka-Pulker (Institut für Ethik und Recht in der Medizin), Werner Leodolter (KAGes) und Elisabeth Klager (LBI Digital Health) diskutieren darüber im Rahmen der Reihe „Styria Ethics“ – und in Kooperation mit dem Austrian Health Forum – mit Köksal Baltacı (*Die Presse*).

Fr, 25. Juni, 9.45 bis 11.45 Uhr
Live auf facebook/diefurche

Literaturfest
O-Töne 2021

LITERATURFESTIVAL

Das Literaturfest O-Töne im Museumsquartier startet wieder. Von 8. Juli bis 26. August lesen wieder namhafte Schriftsteller und Schriftstellerinnen unter freiem Himmel vor Publikum. Bei Schlechtwetter finden die Lesungen in der Arena21, ebenfalls im Museumsquartier, statt. Das genaue Programm wird noch auf www.o-toene.at veröffentlicht.

O-Töne 2021

Literaturfest
8. Juli bis 26. August 2021
www.o-toene.at

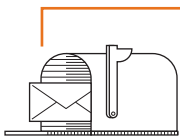
Kinderuni heuer
als hybrid

LEHRVERANSTALTUNG

Nach der reinen Online-Ausgabe im ersten Corona-Sommer 2020 wird die Kinderuni Wien heuer hybrid: 200 Lehrveranstaltungen werden von 12. bis 22. Juli an sechs Standorten angeboten. Statt großer Vorlesungen gibt es diesmal jedoch kleine Gruppen. Kinder zwischen sieben und zwölf können jeweils zwei der 200 Lehrveranstaltungen auswählen.

Kinderuni Wien

An Wiener Universitäten
12. bis 22. Juli 2021
kinderuni.online



IHRE
MEINUNG

Schreiben Sie uns unter
leserbriefe@furche.at

In- und Outgroups

Vom Unbehagen in der Kultur
Von Regina Polak
Nr. 23, Seite 15

Wir erleben eine Zeit endemischer Fehl- und offener Desinformation. Warum? Erstens: In Zeiten von wahrgenommenen Konflikten oder sozialen Veränderungen suchen wir Sicherheit in Gruppen. Das Gefühl der sozialen Destabilisierung führt zu einem starken Bedürfnis nach Ingrouping – dem Glauben, dass die eigene soziale Identität eine Quelle der Stärke und Überlegenheit ist („Wir-Gefühl“) und dass andere Gruppen für meine Probleme verantwortlich gemacht werden können. Dieses „identitätsbasierte Konfliktgefühl“ eines „wir gegen sie“ lässt uns viel fester an unsere parteiischen Identitäten klammern. Zweitens tauchen einflussreiche politische Persönlichkeiten auf, die ihre Anhänger dazu ermutigen, ihrem Wunsch nach identitätsstiftender Fehlinformation nachzugeben. Auf diesem Weg scharen diese Agitatoren Menschen hinter sich. Drittens kommt es zur Verlagerung auf die sozialen Medien. Wenn wir etwas posten, suchen wir vielfach soziales Feedback in Form von Likes und Shares. Wenn Fehlinformationen mehr soziale Impulse ansprechen als Fakten, bekommen sie online mehr Aufmerksamkeit. Ingroup-Solidarität und Outgroup-Abwertung sind die Folge, es geht nicht um Konsensfähigkeit oder abstrakte Ideale wie Richtigkeit.

Mag. Heinz Ivkovič
1220 Wien

Eigene Leitlinien einhalten

Der Eskalations-Dramaturg
Von Stefan Schocher und
Doris Helmbinger
Nr. 23, Seite 5

Nach Verdauen der Inhalte der Tageszeitungen, die sich im oft seichten Sumpf der Tagespolitik ergehen, kommt beim Aufschlagen der FURCHE erwartungsvolle Vorfreude auf. Wenn die FURCHE ein Haus wäre, wäre man in der Beletage. Auf Seite fünf findet man diesmal aber das Bild eines grinsenden Herbert Kickl, dessen Neuigkeitswert gegen Null konvergiert, und eine Analyse dieser Problematik sucht man sicherlich auch nicht. Es wäre schön, im Sinne Ihrer eigenen inhaltlichen Leitlinien auf Ihrer

Website – „Die FURCHE zählt nicht zum Pflichtprogramm der schnellen Informationsbeschaffung, sondern zur Kür einer qualifizierten Horizontzerweiterung“, diese auch einzuhalten.

a.o. Univ. Prof. i.R. Dr. Manfred
Tschurlovits, via Mail

Gerechtigkeit für Krenn

Selbstbekehrung zum Miteinander
Von Christian Bauer
Nr. 22, Seite 11

Der Sicht auf Papst Franziskus, der Notwendigkeit einer spirituellen Vertiefung, der steten Neubestimmung auf die Lebensmacht des Evangeliums (wunderbare Formulierung!) kann ich nur zustimmen. Ablehnung eines ekelhaften Klerikalismus, Bestürzung über das Ausmaß aller möglichen Missbrauchsformen und des Versuchs



ihrer Vertuschung sind Standards eines Purgatoriums, dem sich kein(e) Katholik(in), kein(e) Christ(in) entziehen kann und darf. Selbstbekehrung, die zu einem echten, belastbaren (!) Miteinander führt, sollte sich aber nicht auf ein billiges, immer wiederkehrendes Bashing von Kurt Krenn gründen. Man mag den Ansichten des verstorbenen Bischofs und Universitätsprofessors ablehnend gegenüberstehen. Das „Verheerende“ kann ich jedoch so nicht stehen lassen. Dazu einige Gründe für eine Relectio des Wirkens meines Doktorvaters:

1. Man möge ihn bitte nicht immer mit Hermann Groer vermengen. Krenn tat dieser Mensch einfach leid, der mit seinen Gewissensqualen nicht zurecht kam und keinen Schlaf fand. Es war Krenns Eigenart, sich schützend vor angefeindete Menschen zu stellen. Das ging nicht immer gut aus und war für viele schwer verständlich.
2. Seine „strenge“ Haltung kam in der Öffentlichkeit oft harsch daher. Seine andere Seite zeigte sich nach Vorlesungen im Kaffeehaus: Alles, was

Rom nicht ausdrücklich verbietet, ist erlaubt (so der Kirchenrechtler Krenn). Ein gescheiter Sozialist ist mir lieber als ein dummer Schwarzer. 3. Seine ungekünstelte Leutseligkeit, sein konzentriertes, aufmerksames Zugehen auf Menschen, sein schätzender Umgang mit Frauen sind Qualitäten des Menschen Kurt Krenn, die gerne verschwiegen werden. 4. Die philosophische, theologische Grundrichtung seines Denkens und Handelns könnte man auf die Kurzformel bringen: *homo capax Dei*. Der Mensch vermag im Licht seiner Vernunft das Unendliche, Gott zu erfassen. Krenn vertraute auf der Wahrheitsfähigkeit des Menschen.

MMag. Dr. Manfred Holzleitner
via Mail

Richter oder Erlöser?

Schwieriger Luthersatz
Leserbrief von Prof. Gerald Stourzh
Nr. 23, Seite 16

Luthers Schrift „De servo arbitrio (Vom unfreien Willen)“, 1525, ist eines seiner wichtigsten Werke, mit denen sich die evangelische Theologie bis heute intensiv auseinandersetzt. Die anstößige Lehre von der doppelten Prädestination, die auch von Calvin vertreten wird, geht in der Tat auf Augustin zurück, wobei sich Luther allerdings auf Paulus beruft. Eines ist es freilich, die ursprüngliche Absicht dieser Lehre bei Luther und Calvin zu rekonstruieren – sie ist die Kehrseite der Gewissheit, dass der Mensch allein durch den Glauben und allein aus Gnade gerechtfertigt und gerettet wird; ein anderes, ihre zweischneidige Wirkungsgeschichte – namentlich im Reformiertentum – zu rekonstruieren. Die Leuenberger Konkordie von 1973, durch welche die verbleibenden Lehrunterschiede zwischen lutherischen und reformierten Kirchen ihre kirchentrennende Bedeutung verloren haben, lehrt (LK 24-25): „Im Evangelium wird die bedingungslose Annahme des sündigen Menschen durch Gott verheißen. Wer darauf vertraut, darf des Heils gewiss sein und Gottes Erwählung preisen. Über die Erwählung kann deshalb nur im Blick auf die Berufung zum Heil in Christus gesprochen werden. Der Glaube macht zwar die Erfahrung, dass die Heilsbotschaft nicht von allen angenommen wird, er achtet jedoch das Geheimnis von Gottes Wirken. Er bezeugt zugleich den Ernst menschlicher Entscheidung wie die Realität des universalen Heilswillens Gottes. Das Christuszeugnis der Schrift verwehrt uns, einen ewigen Ratschluss Gottes zur definitiven Verwerfung gewisser Personen oder eines Volkes anzunehmen.“

Ulrich H.J. Körtner



österreichische
LOTTERIEN

Karten für
„Monsieur Pierre
geht online“
auf lotterien.at
gewinnen

Lotterien
Tag in den
Kammerspielen

Als der pensionierte Witwer Pierre mithilfe von Alex – dem Freund seiner Enkelin – lernt, das Internet zu nutzen und dann noch beschließt, ein Online-Dating-Profil anzulegen, ist ein Liebeswirrwarr vorprogrammiert. Denn irgendwann ist es so weit, und die junge Flora möchte ihren Online-Dating-Partner kennenlernen. Werner Sobotka sorgt mit seiner Inszenierung des Stücks für Unterhaltung vom Feinsten.

Die Österreichischen Lotterien sind Partner der Kammerspiele und freuen sich, im Rahmen der Lotterien Tage den Spielteilnehmern diesen außergewöhnlichen Theaterabend – selbstverständlich unter Einhaltung entsprechender COVID-19-Auflagen – zu ermöglichen. Wer am Donnerstag, den 24. Juni 2021, um 19.00 Uhr dabei sein möchte, kann auf www.lotterien.at Karten für zwei Personen gewinnen. Die Teilnahme an der Verlosung ist bis Freitag, den 18. Juni möglich. Die Gewinner werden per E-Mail verständigt. Alle Informationen zu den Lotterien Tagen findet man unter www.lotterientag.at.



Foto: Rita Newman

Lotterien Tag in den Kammerspielen.
V.l.n.r.: Claudius von Stolzmann
(Alex), Martina Ebm (Flora), Wolfgang
Hübsch (Pierre)

KOMPASS IN KÜRZE

RELIGION

■ Frauen in kirchlicher Führung

Ein Austausch mit Frauen in kirchlichen Leitungsfunktionen stand am Beginn der Sommervollversammlung der Bischofskonferenz in Mariazell. Die schon länger geplante und coronabedingt verschobene Begegnung samt Diskussion über die Stärkung von Frauen in Führungspositionen war das Hauptthema der Versammlung – gemeinsam mit den Vorbereitungen auf die Weltbischofssynode über Synodalität. Der Konferenz-Vorsitzende, Salzburger Erzbischof Franz Lackner, bezeichnete den von Papst Franziskus angestoßen Prozess als „große Chance“, dass sich die Diözesen mit ihren Themen in das „Konzert der Weltkirche“ einbringen könnten.

RELIGION • GESELLSCHAFT

■ Missbrauch bei Suizidbeihilfe

Laut einer repräsentativen Umfrage des Wiener „Focus“-Instituts an 2000 Personen zum Thema „Sterbehilfe“ rechnen knapp drei Viertel damit, „dass trotz gesetzlicher Regelungen zum Suizid Missbrauch geschehen wird“. 27 Prozent erwarten dies nicht. Was die Information zum Thema „Sterbehilfe“ betrifft, so fühlen sich nur elf Prozent „sehr gut“ und weitere 23 Prozent „gut“ informiert. Der niederländische Mediziner Theo Boer erklärte im Rahmen der Studienpräsentation, dass in den Niederlanden seit der Zulassung von Tötung auf Verlangen im Jahr 2001 die Zahl der auf diese Weise Gestorbenen von 2000 auf zuletzt 7000 Fälle angestiegen sei.

RELIGION • BILDUNG

■ „Theolympia“-Preise vergeben

Zwei Schülerinnen und ein Schüler aus Wien überzeugten beim erstmals ausgetragenen Essay-Wettbewerb „Theolympia“ des Interdiözesanen Amtes für Unterricht und Erziehung in Wien (IDA). Zielgruppe waren Schüler(innen) des katholischen Religionsunterrichts der 10. bis 13. Schulstufe aus den Diözesen Wien, St. Pölten, Linz, Graz und Salzburg. Insgesamt gab es zum Thema „Verhältnis von Glaube und Vernunft“ 118 Einreichungen – als anregende Impulse dienten Zitate von Tomáš Halík, Dorothee Sölle und Galileo Galilei. Die FURCHE war als Kooperationspartnerin in der Jury vertreten. Auf furche.at sind unter „Theolympia“ die Siegertexte nachzulesen.

GESELLSCHAFT

■ Familienfeindlicher Vorstoß?

Kritik übt Alfred Trendl, Präsident des Katholischen Familienverbandes, am Vorstoß der Neos, die Ladenöffnungszeiten zu erweitern. „Eltern benötigen in und nach der Pandemie Erholung und nicht Wochen ohne Ende“ heißt es in einer Aussendung. Der Sonntag sei für viele Familien der einzige fixe gemeinsame Tag. Eine Zeitinsel, die man ihnen nicht nehmen dürfe. Trendl widerspricht auch der Forderung von Neos Mandatar Sepp Schellhorn, alte Familienmuster endlich aufzubrechen und modernes Arbeiten zu ermöglichen. „Wie dürfen wir uns das vorstellen? Dass am Sonntag die Kinder betreut werden, während Mama und Papa arbeiten müssen?“

Die „Sache“ in die Länge ziehen

Wenn das Denkmal von Karl Lueger so unerträglich ist – warum hat die Diskussion darüber so spät eingesetzt? Über die Legitimation eines gigantischen Raubzugs.

Von Alfred Pfabigan

Die Forderung, den „Dr. Karl Lueger-Platz“ im ersten Wiener Bezirk umzubenennen und den durch ein Denkmal Geehrten von seinem Sockel herunterzuholen, markierte wohl einen neuen Höhepunkt im langsam, aber beharrlich laufenden öffentlichen Strafverfahren gegen den einst Gefeierten. 2009 hatte die Universität für Angewandte Kunst einen Wettbewerb ausgeschrieben, in welcher Form man das Denkmal in ein Mahnmal gegen alle Formen von Rassismus umgestalten könnte; 2012 wurde der „Dr. Karl Lueger-Ring“ in „Universitätsring“ umbenannt ^(N); 2014 wurde die Gedenktafel an Luegers Geburtsstätte im Zuge der Renovierungen übermalt und 2016 durch eine Zusatztafel ergänzt. Dem Denkmal widerfuhr das Gleiche – beide Texte verwiesen auf den Antisemitismus des „großen Bürgermeisters“. Und jetzt scheinen sich die Ereignisse zu überschlagen – und ein mit ungewöhnlichen Mitteln handelndes politisches und künstlerisches Wollen agiert am gleichen Platz wie rechtes Rabaukentum.

Späte Fragen

Damit ist die Reputation eines bis heute nicht nur in Wien geehrten österreichischen Helden nachhaltig beschädigt. Doch angesichts der augenblicklichen emotionalen Intensität stellt sich die Frage, warum es so lange gedauert hat, bis Lueger in die Schlagzeilen geriet. Zwischen 1945 und 2009 sind keine neuen Fakten bezüglich seines Antisemitismus aufgetaucht, alles lag buchstäblich am Bücher-Tisch – in populären Publikationen und wissenschaftlichen Untersuchungen. Recht spät dominierte das Bild vom Antisemiten, der seine perfide Weltanschauung als Ansatzpunkt erfolgreicher politischer Kampagnen verwendet hatte, Luegers Image. Mit der Konsequenz, dass das permanent im öffentlichen Raum sichtbare, staatlich gepflegte und geschützte Denkmal den Charakter eines provozierenden Statements erhielt.

Sicher: Heute wird mit anderen Maßstäben gemessen, und der Blick auf die Geschichte des Landes ist in den diskursiv dominierenden Milieus um einiges schärfer geworden. Das Gerede über den

„Zeitgeist“ und über die generelle Ambivalenz des Wiener *Fin de siècle* – um zwei Buchtitel zu kombinieren: „Wittgensteins Wien“ war eben auch „Hitlers Wien“ – greift heute ebenso wenig wie das Gegenrechnen mit den Verdiensten des Pioniers einer modernen Stadtverwaltung. Doch reicht diese Erklärung dafür, dass das Denkmal ihm gewidmeten Straßen, Schulen, Gemeindebauten und Kindergärten weitgehend vergessen. Auch als eine der wichtigsten Figuren des Klüngels von Antisemiten in der Führung der Nachkriegs-SPÖ ist er ein wenig aus dem Fokus der Historiker gerutscht, doch mit einem Satz hat sich der eher mediokre Politiker in die Geschichtsbücher eingeschrieben: „Ich wäre dafür, dass man die Sache in die Länge zieht.“ Das sagte Helmer bei der Ministerratssitzung vom 9. November 1948 zum Thema der Entschädigungen überlebender jüdischer Remigranten für erlittene materielle Verluste. Das Konzept hat sich durch Jahrzehnte bewährt: Beamte und Richter entwickelten eine erstaunliche Meisterschaft darin, die „Sache“ in die Länge zu ziehen. Und so klebte diese über Jahrzehnte wie ein Kaugummi am Schuh unseres öffentlichen Lebens.

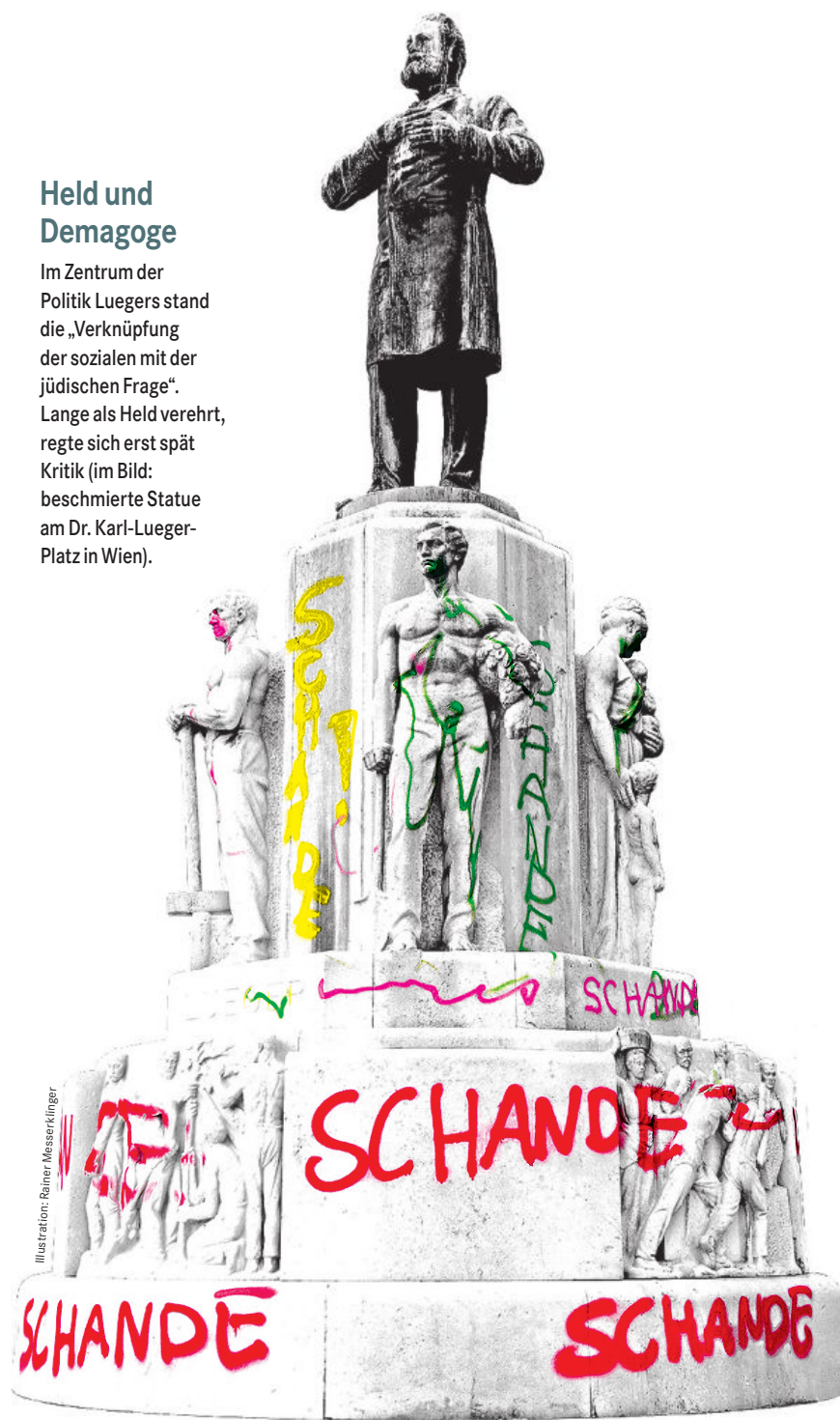
Oskar Helmer, der von 1945 bis 1959 am längsten amtierende österreichische Innenminister, ist heute ungeachtet der zahlreichen ihm gewidmeten Straßen, Schulen, Gemeindebauten und Kindergärten weitgehend vergessen. Auch als eine der wichtigsten Figuren des Klüngels von Antisemiten in der Führung der Nachkriegs-SPÖ ist er ein wenig aus dem Fokus der Historiker gerutscht, doch mit einem Satz hat sich der eher mediokre Politiker in die Geschichtsbücher eingeschrieben: „Ich wäre dafür, dass man die Sache in die Länge zieht.“ Das sagte Helmer bei der Ministerratssitzung vom 9. November 1948 zum Thema der Entschädigungen überlebender jüdischer Remigranten für erlittene materielle Verluste. Das Konzept hat sich durch Jahrzehnte bewährt: Beamte und Richter entwickelten eine erstaunliche Meisterschaft darin, die „Sache“ in die Länge zu ziehen. Und so klebte diese über Jahrzehnte wie ein Kaugummi am Schuh unseres öffentlichen Lebens.

Legitimierte „Arisierungen“

Die Schutzzone rund um Karl Lueger ist eine Folge der Helmerschen Strategie. Luegers Version des Antisemitismus argumentierte im damaligen Wortsinn nicht rassistisch und knüpfte auch inhaltlich kaum an den traditionellen katholischen Antisemitismus an. Der Kern seiner demagogischen Argumentation war, was damals nobel die „Verknüpfung der sozialen mit der jüdischen Frage“ genannt wurde, und das hieß – weniger nobel formuliert –, dass jüdische Menschen das Wirtschaftsleben dominierten und diesen Status durch unfaire Methoden erreicht hätten. Und damit letztlich für das Elend ihrer Mitbürger verantwortlich wären. Dieser Antisemitismus des Neides zielte auf Ausschaltung jüdischer Menschen aus dem Wirtschaftsleben – und damit auf eine Expropriation zu

Held und Demagoge

Im Zentrum der Politik Luegers stand die „Verknüpfung der sozialen mit der jüdischen Frage“. Lange als Held verehrt, regte sich erst spät Kritik (im Bild: beschmierte Statue am Dr. Karl-Lueger-Platz in Wien).



„Der Antisemitismus des Neides zielte auf Ausschaltung jüdischer Menschen aus dem Wirtschaftsleben – zu Gunsten des ‚kleinen Mannes‘.“

Gunsten von Luegers Zielgruppe, „dem kleinen Mann“.

Die Botschaft kam bei vielen Adressaten an und führt uns zur „Sache“ des Oskar Helmers: Luegers Agitation legitimierte vorab die das gesamte Wirtschaftsleben durchziehenden sogenannten Arisierungen nach der Annexion 1938 – ein gigantischer Raubzug definierte sich so als Wiedergutmachungserlittene Unrechts. Auf einem Sektor scheint das „Arisieren“ geradezu volkssporthaften Charakter gehabt zu haben: Allein

in Wien wurden in der Zeit nach der Annexion über 50.000 Wohnungen mehr oder minder „wild“ – also unter Ausschaltung des Rechtsweges – „arisiert“. Selbst wenn wir den Durchschnittsbeleg einer Wohnung mit nur 3,5 Personen annehmen, haben etwa zehn Prozent der damaligen Wiener Bevölkerung ihre Wohnsituation auf Kosten ihrer verfolgten jüdischer Mitbürger verbessert. Und damit war das große Versprechen des Luegerschen Antisemitismus scheinbar erfüllt: Durch

ein „energisches Vorgehen“ gegen jüdische Menschen hatte sich auch die Lebenslage vieler „kleiner Leute“ verbessert.

Und was geschah, als der Spuk zu Ende war? Der Historiker Herbert Steiner, der 1938 als 15-jähriger Sohn jüdischer Eltern, die in der Shoa umkamen, nach Großbritannien geflüchtet war, berichtete, dass es ihm nach seiner Rückkehr ins besetzte Wien nach Überwindung zahlreicher Widerstände gelungen war, die Wohnung seiner Kindheit zu besuchen. Zu seinem Erstaunen hatten die Profiteure nichts geändert – da standen die elterlichen Möbel in der dem Vertriebenen vertrauten Ordnung.

„Große Koalition“ der Räuber

Wenn wir diese Geschichte spekulativ fortspinnen und ihr einen einigermaßen repräsentativen Charakter geben, wirft sie einige Fragen auf: Wie erklärten sich die Arisierer in der Folgezeit nach außen? Wie wurde der schuldbeladene Wohnungswechsel innerfamiliär zwischen den Generationen kommuniziert und wie ging es nach 1945 mit dieser Wohnung weiter? Haben Kinder, die denkbar vielleicht sogar in dieser Wohnung gezeugt wurden, ihre Eltern gefragt, seit wann die Familie hier lebe, warum man so schöne oder so hässliche Möbel hätte? Was hat man ihnen geantwortet, hat man sie zu Mitwissern gemacht, hat man die „Sache“ klein geredet und wie haben sie darauf reagiert? Ist, weitergesponnen, eines der Kinder in den – gesichert durch den „Friedenszins“ – extrem günstigen Mietvertrag „eingetreten“? Oder hat man sich diesen gar vom Hausbesitzer „ablösen“ lassen? Wenn man die „Sache“ klug „in die Länge zog“, dann profitierten nicht nur die Täter, sondern auch ihre Kinder und Kindeskinder noch lange vom großen Raubzug.

Wie auch immer – hier finden wir den christlichsozialen Lueger und den Sozialdemokraten Helmer in einer Art großer Koalition, die Jahrzehnte hielt: Der Bürgermeister hat die Räuber angestiftet und der Innenminister hat ihre Beute geschützt. Und solange das Wissen um Beute und Profit da war, galt die Omertà – und die verdunkelte Luegers Schuld.

Der Autor war bis 2013 Professor für Sozialphilosophie an der Uni Wien und leitet seither die „Philosophische Praxis Märzstraße“.

(N)
Lesen Sie dazu auf furche. at auch „Karl Lueger. In den Kellern aller politischen Lager“ (26.4.2012) von Otto Friedrich.

Unruhen in Manchester

Irische Nationalisten, Mitglieder der Fenian-Bruderschaft, hielten in den 1860er Jahren die Industriemetropole Manchester in Atem. Ein Polizist kam dabei zu Tode, drei Fenians wurden hingerichtet. Diese historischen Ereignisse dienen dem Roman als Hintergrund.

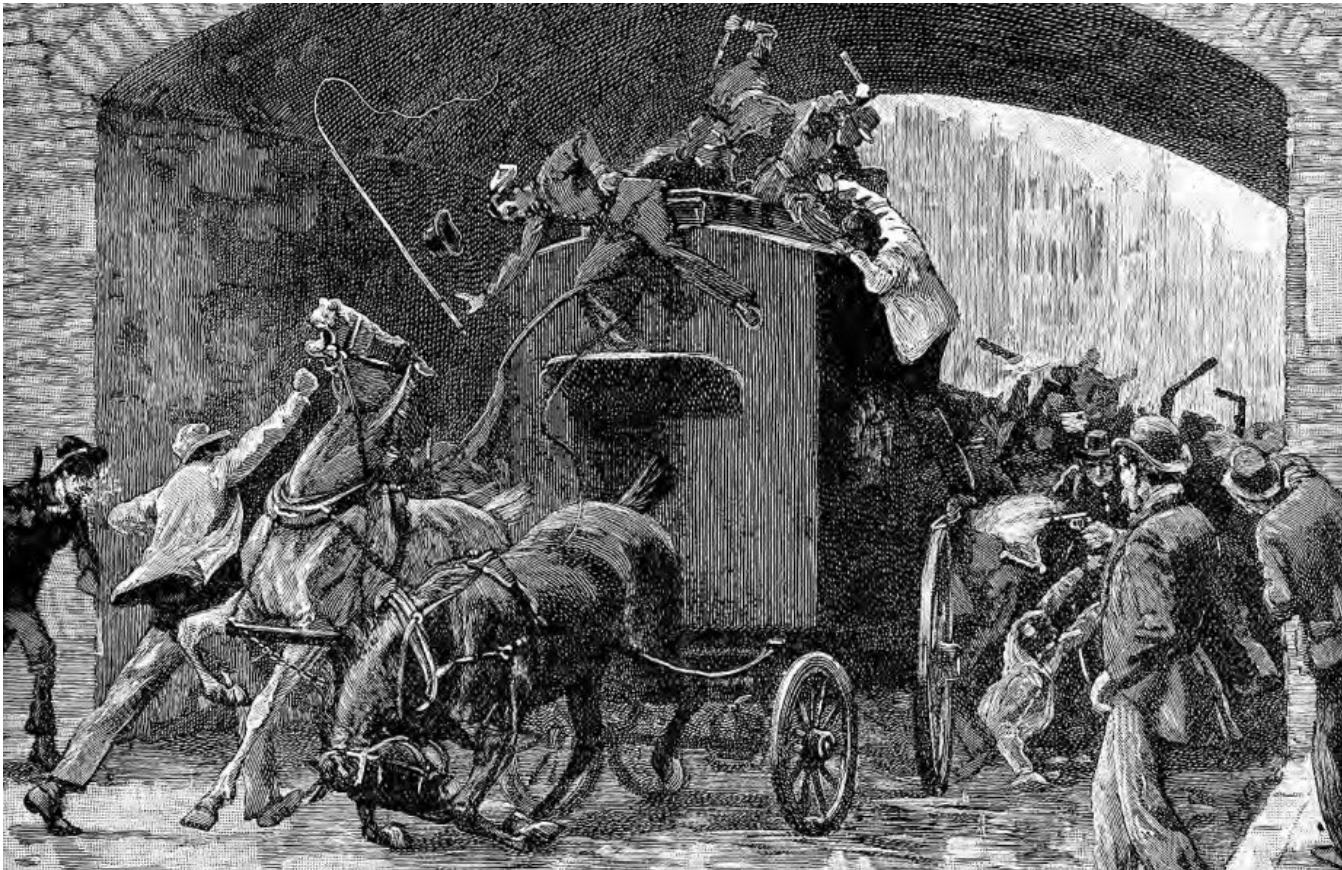


Foto: Gettyimages / Universalimages Group / UniversalHistoryArchive

Von Rainer Moritz

Wenn sich Konflikte nicht beilegen lassen und auf Brutalitäten der einen Seite umgehend Brutalitäten der anderen folgen, spricht man gern von einer „Spirale der Gewalt“, die sich von niemandem aufhalten lasse. Der 1964 in Hull geborene Ian McGuire, bekannt geworden durch seinen für den Booker Prize nominierten Roman „Nordwasser“, macht genau das in seinem Buch zum Thema.

„Der Abstinent“ setzt ein im Manchester des Jahres 1867. Hier, in der Industriemetropole, breitet sich nicht nur der Kapitalismus auf rüde, kaum gebremste Weise aus. Nein, hier tobt auch der Kampf, den die Fenian-Bruderschaft, eine irische Geheimorganisation, gegen die verhassten Engländer führt. Ausgangspunkt ist ein historisch verbürgtes Ereignis, als im November 1867 drei Fenians öffentlich wegen Polizistenmordes hingerichtet werden. Die wütenden Iren feiern ihre Landsleute daraufhin als Märtyrer; der Konflikt eskaliert aufs Neue, und um Rache zu üben, heuern die Fenians den amerikanischen Bürgerkriegsveteranen Stephen Doyle an. Für seine Zimperlichkeit ist dieser nicht bekannt. Er beginnt aus dem Untergrund zu agieren, unverhohlen nach dem alttestamentarischen Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“.

Ian McGuires neuer Roman „Der Abstinent“, angesiedelt im Manchester des Jahres 1867, stellt die Frage, ob der Einzelne aus einer Spirale der Vergeltung ausbrechen kann.

Im Schatten der Gewalt

Doyles Gegenspieler ist ein irischer Polizist, James O'Connor, der als eine Art Strafmaßnahme nach Manchester versetzt worden ist. Er blickt auf eine trostlose Vergangenheit zurück: Frau und Kind sind ihm gestorben, und um ein Haar wäre er dem Alkohol zum Opfer gefallen. Mühsam versucht er als Abstinenzler gegen seine Sucht anzukämpfen, ein Vorhaben, das seine schwierigen Arbeits- und Lebensbedingungen nicht fördert. Denn unter sei-

nen englischen Kollegen bleibt er ein Außenseiter. Man traut ihm nicht über den Weg, wenn er sich verdeckt unter die Fenians und ihre Anhänger mischt, um wichtige Informationen für die englische Polizei zu bekommen. Ein Katz-und-Maus-Spiel, in das bald auch sein Neffe Michael involviert wird und das auf einen erbitterten Zweikampf zwischen O'Connor und Doyle hinausläuft.

McGuire schafft so einen nicht abbrechenden Spannungsbogen, der die politischen Kämpfe der Zeit stark personalisiert. Dringlichkeit erhält seine Prosa durch das durchgehaltene Erzähltempo des Präsens, das die Leser Schritt für Schritt in diese düstere Welt hineinzieht. Wie Nationalismus und Terrorismus unter der Oberfläche des

„Wie Nationalismus und Terrorismus unter der Oberfläche des boomenden Manchester brodeln, zeigt ‚Der Abstinent‘ atmosphärisch beklemmend.“

boomenden Manchester brodeln, zeigt „Der Abstinent“ atmosphärisch beklemmend, und wenn Doyle sein Credo „Drei Tote gegen drei Gehängte“ umzusetzen beginnt, scheut sich McGuire nicht, das brutale Morden in brutalen Szenen zu schildern.

James O'Connor scheint allein auf weiter Flur zu stehen. Seine Kollegen halten ihn für einen Verräter, wollen ihn, als er den Dienst quittiert, sogar ins Gefängnis stecken. Gleichzeitig scheint er der Einzige zu sein, der Doyle zur Strecke bringen kann. Doch es ist nicht nur der Kampf gegen die Fenians, der O'Connor fordert. Die Vergangenheit, seine tote Frau Catherine, lässt ihn nicht los, und als er sich zaghaft der Schwester eines erschossenen Kollegen nähert, zeigt sich, dass auf dieser Beziehung kein Segen liegt: Die Gewalt wirft auch auf das kleine private Glück zu große Schatten.

So wenig dieser Roman dazu neigt, die irisch-englischen Auseinandersetzungen jener Jahre zu verharmlosen, so deutlich zeichnet sich im Schlussteil ab, dass zumindest James O'Connor die Spirale der Gewalt nicht einfach akzeptieren mag. Er gibt nicht klein bei, als Doyle nach Amerika entflieht, und folgt ihm bis nach Harrisburg. Auf einer Farm kommt es zu einem erzählerisch prachtvoll ausgeführten Showdown, der in bester Westernmanier die Kontrahenten aufeinanderstoßen lässt. Wie dieses Duell (mit mehreren Beteiligten im Hintergrund) ausgeht und ob die Gewaltexzesse von Manchester noch auf amerikanischem Boden mit gleicher Münze gerächt werden, das macht die bewegenden Schlusspassagen dieses Buches aus.

Elementare Fragen

Romane sind nicht dazu da, Hoffnung zu verbreiten und die Scharniere der Welt mit Schmieröl zu beträufeln. Doch McGuires „Der Abstinent“ schafft es immer wieder, elementare Fragen zu stellen, denen sich kein Leser, keine Leserin zu entziehen vermag: Musste alles so kommen, wie es kam? Wo hätten sich Handlungsalternativen aufgetan? Und vor allem: Welche Chancen hat der Einzelne, aus dem Regime von Gewalt und Vergeltung auszubrechen? Dass diese Fragen eine derartige Unausweichlichkeit bekommen, hat vor allem mit McGuires Stil zu tun: Schnörkellos bis zuletzt wird hier erzählt, vermutlich weil dieses furchtbare Regiment der Gewalt keine Schnörkel verträgt und braucht.



Der Abstinent
Roman
Von Ian McGuire
Aus dem Englischen
von Jan Schönherr,
dtv 2021
336 S., geb., € 23,90

LEKTORIX DES MONATS

Lexikon, Leben und Liebe



Mein Leben als lexikalische Lücke
Von Kyra Groh
Arctis 2021
448 S., geb.
€ 18,90
ab 14 Jahren

Von Alexandra Hofer

„Sisu“ stammt aus dem Finnischen und meint so viel wie Kampfgeist oder die „mentale Eigenschaft, auch in aussichtslosen Situationen niemals aufzugeben“. Es ist eines jener Wörter, die samt Definition wie kleine Vignetten an den Beginn jedes Kapitels in Kyra Grohs neuem Jugendroman gestellt werden. Diese Wörter sind es auch, die die Atmosphäre und Emotionen der jugendlichen Figuren im folgenden Text einfangen und widerspiegeln werden. Bezeichnet werden diese Termini aufgrund der Unübersetzbarkeit als lexikalische Lücken.

Zu Wort kommen dabei die beiden jugendlichen Figuren Benni und Jule, aus deren Perspektive abwechselnd erzählt wird: Sie könnten unterschiedlicher nicht

sein. Wäre da nicht die Liebe zu lexikalischen Begriffen, die keine akkurate Übersetzung ins Deutsche finden und die sich immer mehr einschleichende familiäre Entfremdung: Benni – eine Nebenfigur aus Grohs Debütroman „Sicherheit ist eine verdammte Illusion“ (2020) – ist verterlos, Sohn einer streng religiösen Mutter und absolviert nach dem Schulabschluss ein Praktikum im Krankenhaus. Die strikten Glaubensinhalte vertritt er schon lange nicht mehr, scheut aber den offenen Konflikt aufgrund der labilen Psyche seiner Mutter. Jule hingegen hasst die polemischen Gespräche am Frühstückstisch sowie den unreflektierten Fleisch- und Medienkonsum ihrer Familie. Stattdessen sind ihr die Fridays-for-Future-Bewegung und das Klima eine Herzensangelegenheit: Themen, die diametral zur Weltanschauung ihrer Familie verlaufen. Inmit-



Foto: iStock/fawpuel

ten dieser familiären Konflikte treffen die beiden Jugendlichen aufeinander und finden ineinander einen Ort der Kommunikation und Zuneigung, die in der Familie

Buchpreis von FURCHE,
Stube und Institut für Jugendliteratur

so schmerzlich vermisst wird und der sich auch im Freundeskreis nicht einstellen will. Metaphorisch gesprochen verstehen sie sich selbst also als „lexikalische Lücke“.

Eingewoben wird diese aufkeimende Liebe in ein Umfeld, mit dem die Autorin ein Abbild der Gegenwart skizziert; die Jugendlichen sehen sich mit Rechtsradikalismus, Fremdenfeindlichkeit und Oberflächlichkeit ebenso konfrontiert wie mit der eigenen jugendlichen Selbstergründung und der Suche nach dem für sie allein und gemeinsam passenden Platz in der Gesellschaft.

Eine Kombination aus Liebesroman, einem Appell über die Wichtigkeit von (innerfamiliärer) Kommunikation und der Skizzierung unterschiedlicher Weltanschauungen, die als „lagom“ (schwedisch für gerade richtig, genau passend) bezeichnet werden könnte.

Von Walter Dobner

Rossinis „Il barbiere di Siviglia“, Bergs „Wozzeck“, Wagners „Tristan und Isolde“, einer Rossini-Gala unter wesentlicher Mitwirkung von Cecilia Bartoli, die damit im Haus am Ring ein spätes Debüt feiert, der Fortsetzung des Monteverdi-Zyklus mit „L'Orfeo“ und „Don Giovanni“ als Beginn eines neuen Mozart-Da-Ponte-Zyklus gelten die künftigen Premierenvorhaben der Wiener Staatsoper. Regie bei Mozarts Da-Ponte-Opern, von denen jede für sich selbst steht und die keinen Zyklus im eigentlichen Sinn bilden, führt der Intendant der Komischen Oper Berlin, Barrie Kosky. Von ihm stammt auch die Inszenierung der jüngsten Staatsoper-Premiere, eine Produktion, die zuvor schon am Zürcher Opernhaus zu sehen war: Verdis „Macbeth“.

Für Kosky im Wesentlichen ein schauriges Kammerstück für und um zwei Personen: Macbeth und seine Lady. Wenigstens für sie gibt es Sessel auf der dunkel ausgeleuchteten Bühne: einem sich nach hinten verjüngenden, die grundsätzliche Atmosphäre des Stücks imaginierenden, ausweglosen Tunnel. Mitunter kommt eine sich wie eine Badewanne in Miniformat ausnehmende Leuchte vom Schnürboden. Zuweilen bevölkern Hermaphroditen oder stumme, den Tod symbolisierende Krähen die Bühne. Der Chor ist meist ins Off verbannt.

Eintönig und wenig reflexiv

Aber Kosky fokussiert sich bei seiner betont minimalistischen Interpretation eben auf das komplexe Verhältnis, auch Liebes-Verhältnis, von Macbeth und seiner Frau. Eine Paarbeziehung, die grundsätzlich etwas über das Verhalten von Menschen aussagt, bewusst auch Abgründe aufspürt. Das liest sich allerdings ungleich besser, als es sich in natura ausnimmt. Denn auf Dauer wirkt das Geschehen auf der Bühne zu eintönig und wenig reflexiv, um die Vielschichtigkeit des Stücks und die gleichfalls komplexe Physiognomie seiner Darsteller auszuloten. Dass sich Shakespeares Drama in Verdis musikdramatischem Gewand schließlich mehr im Orchestergraben als auf der Bühne abspielte, war nicht nur dem von Philippe Jordan minutiös auf seine Aufgabe vorbereiteten und ebenso präzise geführten, klanglich exzellenten Staatsoperenorchester zu verdanken. Es hing vor allem mit den Solisten zusammen, denn sie waren ihren Herausforderungen nur unterschiedlich gewachsen. Voran Luca Salsi als irrlichternd durch das Geschehen wankender, vokal zu wenig differenziert agierender Macbeth und Anna Netrebko als prominent besetzte Lady. Sie konnte trotz manch brillanter, effektvoller gestalteter Momente am Ende nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie in anderen Rollen besser aufgehoben ist,

Ein neuer „Macbeth“ an der Staatsoper, eine märchenhafte österreichische Erstaufführung durch die Volksoper im Kasino am Schwarzenbergplatz – beklemmende Tunnelenge, unerfüllte Liebesehnsucht.

Mystische Paarbeziehungen



Leyla und Medjnun

Mara Mastalir als Leyla in einer stimmungsvollen, an orientalischem Kolorit reichen Inszenierung von Ruth Brauer-Kvam.

Foto: Philine Hoffmann

ihr die hier geforderte gleißende Dramatik weniger liegt. Freddie De Tommaso und Carlos Osuna als Macduff und Malcolm wussten ungleich mehr zu überzeugen. Unaufällig bis enttäuschend (Roberto Tagliavini's Banco) die übrigen Comprimarii, gut studiert die Staatsoperchoristen. Allerdings: Schon mit ihren beiden vorangegangenen „Macbeth“-Inszenierungen blieb die Staatsoper unter den Erwartungen.

Demnächst Abschied nehmen heißt es an der Volksoper Wien. Dort geht Robert Meyer in seine letzte Saison als Impresario. Sein Premierenplan reicht von Abrahams „Roxy und ihr Wunderteam“, Strauss' „Der Rosenkavalier“, Weills „Lady in the Dark“, Mussorgskis „Boris Godunow“, Hermans „La Cage aux Folles“, Zemplinskys „Kleider machen Leute“ bis zu Brittens „Der Tod in Venedig“ sowie, im Kasino, Tod Machovers erstmals in Europa zu sehender Kammeroper „Schoenberg in Hollywood“.

Dort, am Schwarzenbergplatz, gastierte die Volksoper auch mit ihrer jüngsten Produktion: der österreichischen Erstaufführung von Detlev Glanerts Vertonung der wohl berühmtesten arabischen Liebesge-

„Barrie Kosky fokussiert sich bei seiner betont minimalistischen Interpretation auf das komplexe Verhältnis, auch Liebes-Verhältnis, von Macbeth und seiner Frau.“

schichte: „Leyla und Medjnun“. Auch diese Beziehungsgeschichte geht schlecht aus. Sie führt zwar nicht, wie bei Verdi, zu Mord, bleibt aber unerfüllt. Dem melancholischen Dichter Medjnun (ausdrucksstark Alexander Pinderak) sind bei aller Besessenheit für Leyla (bewegend und vokal perfekt Mara Mastalir) seine Verse wichtiger. Ihre uner-

füllte Liebesehnsucht führt sie schließlich in den Tod. Ob beide im Paradies zueinander finden werden?

Glanerts mit orientalischem Kolorit angereicherte, subtile kammermusikalische Partitur (souverän realisiert von einem Kammerensemble unter Gerrit Prießnitz) wie die von wenigen Requisiten – darunter mit Texten beschriebene Stoffbahnen, die Medjuns ungebändigtes literarisches Schaffen symbolisieren – begleitete Regie (Ruth Brauer-Kvam) im stilvoll mit Orientteppichen ausgelegten Spielort setzen vor allem auf die mystische Seite dieser poetischen Parabel, durch die Nicolaus Hagg einfühlsam führte.

Macbeth

Wiener Staatsoper, 17., 21., 24., 28. Juni

Leyla und Medjnun

Volksoper Wien, 18., 20., 22., 24. Juni

KURZKRITIK THEATER

Keine Angst, ist nur Show!

Das berühmte Ehedrama „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?“ von Edward Albee aus dem Jahr 1962 gilt als die Mutter aller Eheschlachten. Es handelt bekanntlich von einem in die Jahre gekommenen Paar, dem Geschichtsprofessor George und der Rektorentochter Martha. Die beiden kinderlos gebliebenen Eheleute sind vom Leben ziemlich desillusioniert, ihre Ehe kaputt und leergelebt. Um dem Lebensfrust irgendwie etwas entgegenzusetzen, haben sie sich ein grausames Spiel ersonnen. Einem Ritual gleich, saufen sie sich allabendlich gehörig an, um sich dann derart betäubt gegenseitig umso hemmungsloser zur Sau zu machen. Die Perfidie besteht darin, dass die Dosen an Boshafigkeiten immer weiter erhöht werden müssen, damit sie ihre verletzende Wirkung nicht verfehlen. Im Theater an der Gumpendorferstraße spielt Michaela Kaspar Martha als etwas verlebte, trinkfeste, laute und ordinäre Mittelstandsmatrone, der keine Beschimpfung zu giftig ist,

um ihrem Gatten die Verachtung entgegenzuschreiben. Jens Claßen spielt einen stets ironisch lächelnden, souverän agierenden George. Mit subtiler Eleganz pariert er die Giftpfeile Marthas und macht sich stattdessen einen Spaß daraus, das junge Pärchen mit chirurgischer Präzision zu peinigen. Die Bühne für diese Ehedelle ist karg möbliert: ein Külschrank und vier große Sitzkissen. Eine ideale Kampfarena, in der die Steigerungsform dieses Ehelebens mühelos durchbuchstabiert werden kann: gut, besser, am besten bestialisch. Als das jung vermählte Pärchen zum erwarteten Besuch eintrifft, hat das Wohnzimmerkriegsspiel schon einen ersten Höhepunkt erreicht: „Leck mich am Arsch!“

Nick und Sweetie wirken wie zwei Puppen aus dem Hause Mattel: Lisa Schrammel als blonde Barbie verschränkt erst tugendhaft die Knie, gluckst und kichert sich dann besoffen über allerlei Gemeinheiten hinweg oder kotzt, was ihr bulimischer Körper hergibt. Ihr Ken, Raphael



Lisa Schrammel und Jens Claßen in „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?“ am Theater an der Gumpendorfer Straße.

Foto: Anna Stöcher

Nicholas als Nick, steht meist unbehaglich grinsend herum und klammert sich verlegen am Whiskeyglas fest, das ihm der Hausherr in immer neuen Varianten nachfüllt. Die alkohol- und hassgetränkte Ehedelle der Alten hat aber längst auch die Jungen kontaminiert und Regisseurin Susanne Lietzow lässt offen, wer hier wem und was vorspielt. Sie inszeniert das Stück vor allem als großen Showkampf. Die minutenlange Wrestling-Einlage mit akustisch verstärkten Knochenbrüchen, klatschenden Ohrfeigen etc. gehört denn auch zu den vergnüglichen Höhepunkten des Abends. Da braucht es auch das Gelächter aus der Konserve nicht, mit dem sie einige Szenen quittieren zu müssen glaubt. Man hätte das Spiel, in dem sich Verzweiflung mit Triumph, Sehnsucht mit Versagen, Gemeinheit und Zärtlichkeit abwechseln, in dem Wahrheit in Lüge, das Spiel abrupt in den Ernst des Lebens umschlagen kann, auch so als inszenierte Show zum Zwecke der Erbauung an menschlichen Grausamkeiten verstanden. (Patric Blaser)

Wer hat Angst vor Virginia Woolf?

TAG, 17., 25., 26. Juni; www.dastag.at

KURZKRITIK



Daisy Ridley und Tom Holland in der wenig originellen Sci-Fi-Actiongeschichte „Chaos Walking“.

Wenn Gedanken sichtbar werden

Mit Versatzstücken aus der Vergangenheit eine mögliche Zukunft greifbar machen – darin erklärt sich, warum gerade in der amerikanischen Science-Fiction oft der Wilde Westen herhalten muss und mitunter vom Space Western die Rede ist. Das Genre hat genauso Klassiker wie Gene Roddenberrys „Raumschiff Enterprise“ wie auch bizarre, wörtliche Umsetzungen wie „Cowboys and Aliens“ hervorgebracht.

Bei „Chaos Walking“ haben die Siedler für ihre Reise nach New World sogar die Pferde mitgenommen – es fehlt aber der Saloon, so wie die Frauen. Todd, der letzte Junge in Prentisstown, kann sich nur an seine Mutter erinnern. Er ist ein Außenseiter, auch weil er den Noise nicht kontrollieren kann, die Gedanken, die auf diesem Planeten hör- und sichtbar aus jedem der Bewohner strömen. Auch den Fund, den er im Wald hinter seiner Farm macht, kann er nicht verheimlichen: Eine Raumkapsel ist dort bruchgelandet. Die einzige Überlebende ist – ein Mädchen. Nur kurz ist sie „Gast“ in der Siedlung, dann ist sie auf der Flucht. Die Männer von Prentisstown, allen voran der Bürgermeister und der Prediger, wollen nicht, dass sie ihr Mutterschiff und die zweite Welle der Kolonisten heranzieht. Helfen kann ihr nur Todd, der von seinem Vater erfährt, dass es noch eine zweite Siedlung gibt.

In seiner Entstehungsgeschichte ist „Chaos Walking“ eher ein wandelndes Chaos. Von der Romanvorlage von Patrick Ness sind nur Grundzüge übriggeblieben. Sie wurden zu einer wenig originellen Actiongeschichte zusammengesetzt, die zwar mit dem Noise einen netten Effekt hat, aber schwer mit Klischees und Glaubwürdigkeit kämpft. Selbst Mads Mikkelsen trägt unter seinem gigantischen roten Fell dabei nicht zur Rettung bei. (Thomas Taborsky)

Chaos Walking

USA 2021. Regie: Doug Liman. Mit Tom Holland, Daisy Ridley, Mads Mikkelsen. Constantin. 109 Min.



Drei Kinder ...

Francisco, Jacinta und Lúcia (Sarah Gil) bei den Erscheinungen anno 1917

Marco Pontecorvo erzählt in „Das Wunder von Fatima“ die Geschichte der Marienerscheinungen von Fátima nach. Eine filmische Beobachtung. Keine Hinterfragung.

Erscheinungsweise

Von Otto Friedrich

Marienerscheinungen und deren Folgen gehören zur Geschichte der katholischen Kirche wie das Amen zum Gebet. Auch wenn die Kirche ihren Schäfchen nicht den Glauben an derartige Offenbarungen abverlangt, haben durch die Jahrhunderte diese Manifestationen buchstäblich Millionen angezogen – auch Päpste waren und sind unter den Pilgerscharen an diesen Orten.

Fátima in Portugal ist ein diesbezüglicher Ort der Superlative Vor 104 Jahren – es wütete noch der Erste Weltkrieg – erschien drei Kindern eine Frau über mehrere Monate hinweg. Die Visionen von Lúcia, Francisco und Jacinta erregten bald Auf-

sehen und versammelten eine steigende Schar von Gläubigen, die am 13. Oktober 1917 Zeuge des so genannten Sonnenwunders wurde.

Die damalige laizistisch-republikanische Obrigkeit, aber auch die bischöflichen Behörden waren, gelinde gesagt, skeptisch. Drei Botschaften wollten die Kinder gehört haben, die aber erst in den 1940er Jahren Lúcia dos Santos, die Überlebende der drei (Jacinta und Francisco starben im Kindesalter an der spanischen Grippe) niederschrieb – das dritte Geheimnis wurde überhaupt erst im Jahr 2000 vom Vatikan veröffentlicht.

6,3 Millionen Pilger

Im Vor-Corona-Jahr 2019 kamen 6,3 Millionen Pilger nach Fátima – so viele wie nirgends in Europa. Stoff für einen Film im Hollywood-Stil bieten die portugiesischen Vorgänge allemal, der Film „Das Wunder von Fatima“ des italienischen Regisseurs Marco Pontecorvo schildert die Vorgänge in der portugiesischen Kleinstadt anno 1917 – bis zum Sonnenwunder, durch das der Siegeszug der Botschaft von Fátima durch die Welt begann.

Erzählt wird das eingebettet in eine Rahmenhandlung, in der der religionskeptische Uni-Professor Nicholas (dargestellt

vom Hollywood-Haudegen Harvey Keitel) die alte Nonne Lúcia, die im Karmel von Coimbra lebt, über die Erscheinungen befragt. Sonst beschränkt sich der Film auf die Darstellung der Erlebnisse der drei Kinder und der Wirkung davon.

Mit viel lichtvollen Naturaufnahmen und kraftvoller Musik versucht Pontecorvo, die Stimmung zu vermitteln, in der die Botschaften entstanden sind und rezipiert wurden – auf jeden Fall eine Zeit der Not und des Umbruchs: Der ungläubige laizistische Bürgermeister Arturo (Goran Visnjic), der auch den Tod vieler Söhne der Stadt bei einer der Schlachten im Krieg verkünden muss, sucht die Kinder abzuhalten, weiter an die Begegnungen mit der fremden Frau, die als Maria identifiziert wird, zu glauben.

Der Film nimmt nicht explizit Stellung, sondern versucht die Ereignisse nachzuzeichnen, aber indem er das unkritisch tut, wird die Positionierung doch klar. Auch dass in der Rahmenhandlung ein skeptischer Professor auftritt, relativiert das nicht; denn die Dramaturgie weist der alten Schwester Lúcia (die von der brasilianischen Schauspielerin Sônia Braga dargestellt wird) die dominante Rolle zu. Zusammengefasst kann man sagen: Regisseur Pontecorvo versteht sich als Beobach-

„Regisseur Pontecorvo versteht sich als Beobachter, aber er hinterlässt keine Zweifel am Geschehen.“

NEUINTERPRETATION MIT KULTPOTENZIAL

Zeit für Disneys böse Heldinnen

Eigentlich ist Estella (Emma Stone, grandios besetzt) eine talentierte Designerin, doch ihr Traum von der steilen Karriere als Modemacherin im London der 1970er Jahre scheint nicht in Erfüllung zu gehen. Dafür ist die junge Frau aus viel zu mittellosen Kreisen einfach nicht skrupellos genug. Vorerst. Denn die Amateur-Diebin, die sich mit Gelegenheitsdiebstählen über Wasser hält, bekommt die einmalige Chance, ein einzigartiges Kleid für einen Popstar zu entwerfen. Doch was ist das richtige Material? Estella hat eine Vorliebe für Hundefell...

Die Vorgeschichte zu Disneys „101 Dalmatiner“ ist ein Porträt der Kult-Bösewichtin Cruella de Vil geworden, und als Antagonistin hat man der famos aufspielenden Emma Stone die nicht minder talentierte Emma Thompson in der Rolle der Modezar-Baroness gegenübergestellt, in deren



„Cruella“ mit Emma Stone und Emma Thompson gefällt durch Opulenz und Extravaganza: grandiose Besetzung, oscarreife Kostüme.

Modeimperium sich Estella von der Putzfrau zur Modeassistentin hocharbeitet.

Das alles im Setting eines London der 1970er Jahre, vollgestopft mit Punk, Rock, Beatles, Stones und weiteren lässigen Tracks, hat durchaus Kultpotenzial. Denn Disney wagt damit die Neuinterpretation seiner eigenen Klassiker, die optisch dem Zeitgeist angepasst werden und Möglichkeiten für weitere Spin Offs eröffnen, und das nicht nur im Genre des Trickfilms, sondern auch in weiteren Varianten: So ist „Cruella“ zuallererst ein Heist Movie, also eigentlich ein Verbrecherfilm, in dem Raubüberfälle begangen werden. Spätestens ab dem Zeitpunkt, ab dem Estella endgültig zu ihrem bösen Alter Ego Cruella wird und sie in Opposition zur Baroness geht, wird auch das Action-Moment ins Zentrum gerückt. Dazu ein ganzes Mode-Brimborium, denn schließlich geht es ja

um Mode. Und genau deshalb sieht „Cruella“ auch so verdammt gut aus. Der Oscar für die besten Kostüme dürfte dem Film im kommenden Jahr so gut wie sicher sein.

Regisseur Craig Gillespie trumpft jedenfalls groß auf und rückt – nach „Maleficent“ – erneut eine Bösewichtin und Antiheldin ins Zentrum. Dazu gesellen sich die Elemente, die man spätestens seit „Der Teufel trägt Prada“ gerne in modeaffinen Kinofilmen zitiert: Eitelkeiten, Glamour, Glitzer und schillernde Extravaganza, untermalt vom lässig-lockersten Soundtrack, den Disney jemals in Filmen ab sechs eingesetzt hat. Es lohnt sich, „Cruella“ im Kino zu sehen, obwohl der Film bereits bei Disney Plus läuft. (Matthias Greuling)

Cruella

USA 2021. Regie: Craig Gillespie. Mit Emma Stone, Emma Thompson. Disney. 134 Min.

„Weißbier im Blut“: Ein grandioser Sigi Zimmerschied kämpft in Jörg Grasers Romanverfilmung mit der ihm eigenen Anarchie und Renitenz gegen das vermeintlich biedere Bayerntum.

Bösartiges Niederbayern

ter, aber er hinterlässt keine Zweifel am Geschehen. Das ist wohl legitim, wenn man die Wirkmächtigkeit von Fátima für die katholische Kirche in Betracht zieht:

Auch wenn der Film mit überraschend wenig Anklängen an Kitsch auskommt, bleibt er auf der Stufe eines naiven Gemäldes stehen – gut gespielt (insbesondere von Stephanie Gil als junge Lúcia). Aber kritische Beobachtung sähe anders aus.

Abgebildete Realität. Nichts zu fragen.

Man erinnert sich etwa an die Annäherung der österreichischen Regisseurin Jessica Hausner, der 2009 mit „*Lourdes*“ eine filmisch gelungene Beobachtung des anderen großen Marienwallfahrtsortes in Europa gelungen ist. Hausner trat gleichfalls als Beobachterin und nicht als Gläubige oder Zweiflerin auf, aber in dem teilweise ironischen Blick auf den Kosmos der nach Wunderheilung verlangenden Klientel, die sich in diesen Wallfahrtsorten tummelt, wird keineswegs der Glaube dieser Menschen in Frage gestellt oder lächerlich gemacht, aber der distante Blick lässt auch Raum für Fragen und Unklarheit offen.

Genau das tut Pontecorvo, „*Wunder von Fatima*“ nicht. Er perpetuiert das Zeugnis von Lúcia und der anderen Kinder von Fátima und lässt dies als Realität stehen. Man kann auch konstatieren: Für Hollywood ist Fátima mehr als ok, die Ereignisse geben Stoff für einen Film aus der Traumfabrik. Was will man mehr?

Wer mit diesem Blickwinkel zufrieden ist, wird mit dem „*Wunder von Fatima*“ gut bedient. Fragensteller hingegen dürfen sich von diesem Zugang nichts erwarten. Die Frau, die nur die drei Kinder sehen konnten, war wirklich da. Und die Geschichte von Fátima zeigt ja, dass die Kinder recht gesehen haben. Warum sollte das ein Film dann in Frage stellen?

Das Wunder von Fatima (*Fatima*)

USA/P 2020. Regie: Marco Pontecorvo. Mit Sarah Gil, Goran Visnjic, Harvey Keitel, Sônia Braga. Polyfilm. 113 Min.



Unter „*Wunder finden statt*“ setzte sich am 3.9.2009 Otto Friedrich mit Jessica Hausners „*Lourdes*“ auseinander, nachzulesen auf furche.at



Kellnerin Gerda Bichler (Luise Kinseher), Kreuzeder (Sigi Zimmerschied), Dr. Carmen März (Brigitte Hobmeier), ein anarchisches Trio.

Von Otto Friedrich

Der Bayernkrimi ist in Film und Fernsehen seit Jahr und Tag ein beliebtes und publikumsaffines Genre – man muss nur die TV-Beispiele vom „*Bullen von Tölz*“ bis zu „*Hubert und Staller*“ in den Blick nehmen. Im Kino konnten die Eberhoferkrimi-Verfilmungen von Ed Herzog Erfolg garantieren – „*Kaiserschmarrndrama*“, der siebte Fall für den von Sebastian Bezzel dargestellten Anti-Polizisten, soll im August endlich ins Kino kommen.

Die Nase vorn hat in punkto Starttermin aber „*Weißbier im Blut*“ – mit einem Bekannten aus dem Eberhofer-Kosmos: Sigi Zimmerschied, der dort den geplagten Vorgesetzten von Eberhofer gibt, spielt diesmal die Hauptrolle, den in jeder Hinsicht heruntergekommenen Kriminalkommissar Kreuzeder.

Eine riskante Besetzung, denn dem populären Antihelden Eberhofer in diesem Film einen noch größere Anti-Rolle entgegenzustellen war mutig. Und auch wenn die Auftritte des Kabarettisten Sigi Zimmerschied in Kriminalgeschichten mit bayerischen Kolorit Legion sind, so kann diese Darstellung gewiss als solitäre Leistung in dieser bunten Karriere gelten. Denn schwärzer, anarchischer und bodenloser ward bislang noch kein bajuwarischer Ermittler.

Man sollte „*Weißbier im Blut*“ besser auch gar nicht mit den Eberhofer-Ge-

schichten vergleichen, sondern ob der Bösartigkeit und dem Zynismus, dem hier die Protagonist(innen) verfallen sind, standen die Wolf-Haas-Verfilmungen viel eher Pate.

Regisseur Jörg Graser („*Der Mond ist a nackte Kugel*“, 1980) hat seinen eigenen Roman verfilmt – und er lässt keine Gelegenheit aus, dem Idyll des brav-biederen

„*Das, was Zimmerschied-Kreuzeder in penetrantem Phlegma zulässt, führt zu einer Art von Recht, die demjenigen der Law-und-Order-Typen gar überlegen ist.*“

Bayerntums ans Zeug zu flicken. Selbiges haben ja auch der Bulle von Tölz oder eben Eberhofer getan, doch bei „*Weißbier im Blut*“ gefrieren einem die diesbezüglichen Lacher; und der schwarze Humor, der hier mit dicken Pinselstrichen wie in extremer Langsamkeit aufgetragen wird, lässt Bayern als Biotop allertiefster Abgründe erscheinen.

Kreuzeder, der Kommissar in Passau, hat die schlechteste Verbrechensaufklärungsquote im ganzen Freistaat vorzuweisen.

Und er frönt im und außer Dienst dem Alkoholkonsum, denn er will frühpensioniert werden. Keine Frage, dass sein Vorgesetzter Becker ihm die Dienstvergehen anhängen und ihn somit loswerden will.

Aber in diesem Niederbayern ist das Böse in der Polizei zu Hause, und Kreuzeder lässt sich von Recht und Gesetz nicht so sehr leiten, wie es ein rechtschaffener Kommissar tun sollte. Dafür erweist er sich als Mensch, wenn er mit der Bedienung seines Stamm-Wirtshauses (Luise Kinseher), wo er Schweinsbraten um Schweinsbraten, Weißbier um Weißbier und Obstler um Obstler in sich hineinstopft, gemeinsame Sache gegen den noch abgründigeren Wirt macht. Und dann entdeckt er noch in Frau Dr. März, der Psychologin (Brigitte Hobmeier), die Kreuzeders Amtsunfähigkeit befunden soll, eine Seelenverwandte, mit der er das geordnete Staats- und Kriminalwesen durch fortgesetzte Renitenz untergraben kann.

Dass dabei unter anderem auch der Mord an einem wackeren Bankangestellten aufzuklären ist, der einen überschuldeten Bauernhof zu pfänden gedenkt und dabei in einen Mährescher gerät, der ihn zu menschlichem Gulasch zerkleinert, hält Kreuzeder nicht davon ab, seinen Schweinsbraten samt sechs Obstlern zuerst zu Ende zu essen. Dass Vorgesetzter Becker genau darob in Rage gerät, ist zu verstehen.

Aber am Ende, so die Moral von dieser Geschichte, müssen nicht unbedingt Recht und Ordnung siegen – oder doch? Denn das, was Zimmerschied-Kreuzeder da in penetrantem Phlegma zulässt, führt zu einer Art von Recht, die demjenigen der Law-und-Order-Typen vielleicht gar überlegen ist.

Wie gesagt, das (Nieder-)Bayern, das einem in „*Weißbier im Blut*“ entgegentritt, ist durchaus abgründig böse. Aber man darf froh sein, dass sich die Grantscherben in diesem Setting – allen voran der grandiose Sigi Zimmerschied – nicht als die Verlierer im System erweisen.

„Weißbier im Blut“

D 2021. Regie: Jörg Graser. Mit Sigi Zimmerschied, Luise Kinseher, Brigitte Hobmeier. Tobis. 96 Min.

— MEDIEN IN DER KRISE —

P.S. zu Claas Relotius



Es war eine der peinlichsten Affären des Journalismus – und des *Spiegel*: Im Dezember 2018 musste das Nachrichtenmagazin einräumen, dass dessen Starreporter Claas Relotius Inhalte seiner Reportagen gefaked hatte, einige davon waren überhaupt frei erfunden. Relotius hatte höchste Journalistenpreise eingeheimst – und weder die Jürs derselben noch die Kontrollmechanismen beim *Spiegel* hatten das bemerkt. Die Affäre befeuerte alle, die von den Medien sowieso nur als von der „*Lügenpresse*“ sprachen. Wobei schon klar ist, letztlich haben die Medien selber den unfassbaren Missbrauch durch Relotius aufgedeckt – und auch bereinigt. Die Peinlichkeit blieb trotzdem.

Was aber ist mit Relotius geschehen? Und hat er sich erklärt? Kann er das überhaupt? Das renommierte Schweizer Magazin *Reportagen*, eine erste Adresse für diese journalistische Darstellungsform, das auch mehrere Fake-Reportagen von Relotius veröffentlicht hat, ist dessen weiterem Schicksal nachgegangen und hat nun ein langes Interview mit Relotius veröffentlicht. Relotius, der nach dem Aufblitzen der Affäre längere Zeit in psychiatrischer Behandlung war, schildert darin, wie er in einer Art Realitätsverlust und auf jeden Fall ob einer psychischen Störung zu seinen Taten fähig war. Auch die Interviewer sind sich nicht sicher, ob diese Erklärungen für bare Münze zu nehmen sind – und sie haben dazu Relotius' Psychiater konsultiert. Aber es ist wichtig und verdienstvoll, dass in ausführlicher Weise versucht wird, Relotius eine Stimme zu geben, die alle in der Branche zum Denken bringt. Zumindest das ist mit dem *Reportagen*-Interview gelungen. Auch wenn einem der Mund offenbleibt, wenn Relotius bekennt, dass keine einzige seiner Reportagen ohne Erfindungen oder dramaturgische Abrundungen, die so nicht passiert sind, oder auch Verdrehungen, erschienen sind ...

(Otto Friedrich)

— KURZKRITIK —

Rückkehr der Wunderfrau

Das „*Wonder Woman 1984*“ vier Monate nach seinem Start auf Sky nun doch noch ins Kino kommt, liegt wohl an der vom Studio Warner gelobten Rehabilitation des Kinos als Verwertungsort seiner Filme – denn Kritiker dieser „*Online First*“-Taktik sahen das Kino als Premierentort schon gefährdet. Dennoch: Ein schaler Beigeschmack bleibt, ob es sich lohnt, einen online längst gelaufenen Film nochmal im Kino zu zeigen. Inhaltlich ist „*Wonder Woman 1984*“ jedenfalls voll auf der Höhe der Zeit, was die Action und Nuancierung des Stoffs in Richtung Superheldinnen anbelangt: *Wonder Woman* alias Diane Prince (Gal Gadot) muss wieder die Welt retten, weil es einen seltsamen Kristallstein gibt, der Wünsche wahr werden lässt. In falschen Händen führt das ins Chaos, und der Ausnahmezustand der Welt wird zum neuen Alltag. Mit dabei sind diesmal die DC-Bösewichtin Cheetah (Kristen Wiig), die schon in den 1940er-Jahren in den *Wonder-Woman*-Comics auftrat, und der Schurke Maxwell Lord (Pedro Pascal), der sich kur-



Nach der Online-Premiere ins Kino: „*Wonder Woman 1984*“

zerhand wünscht, der Kristallstein höchstselbst zu sein, und ihn inkorporiert. Der Rest ist ambitioniertes Actionkino vom Feinsten. (Matthias Greuling)

„Wonder Woman 1984“

USA 2020. Regie: Patty Jenkins. Mit Gal Gadot, Kristen Wiig, Pedro Pascal. Warner Bros. 151 Min.



Im Abfall zuhause

Naturfotograf Shawn Miller verfolgt seit einigen Jahren ein ungewöhnliches Projekt: Er dokumentiert Einsiedlerkrebse, die Plastikabfall als Behausungen verwenden. Autor Klaus Stiefel hat mit ihm im Pazifik gemeinsame Tauchgänge unternommen.



Von Klaus M. Stiefel

Okinawa, das „Hawaii Japans“, ganz im Süden der japanischen Inselgruppe: An einem schwülen subtropischen Vormittag kriecht ein drahtiger Mann mit einer massiven Spiegelreflexkamera durch das Unterholz in Strandnähe. Dieses Kriechen sieht nicht besonders angenehm aus. Zwischen den dornigen Ästen der Pandanuspalmen, den scharfen Korallenfelsen und den zerbrochenen Glasflaschen – Überbleibseln von Strandpicknicks – muss sich der Fotograf vorsichtig bewegen. Der Mann ist mein Tauchpartner Shawn Miller; ein erfolgreicher Naturfotograf, dessen Fotos auch schon in *National Geographic* erschienen sind. Seit Jahren verfolgt Shawn ein ungewöhnliches Projekt: Er dokumentiert Einsiedlerkrebse, die Plastikabfall als Behausungen verwenden. 

Revolution des Erdmittelalters

Einsiedlerkrebse, also Krebse, die die Schalen von Weichtieren als Heime verwenden, sind eine evolutionär relativ neue Erscheinung, aus dem Erdmittelalter. Diese Krebse sind also nur etwa so alt wie Säugetiere. Der älteste als Fossil erhaltene Einsiedlerkrebs ist etwa 200 Millionen Jahre alt. Ein Einsiedlerkrebs aus der frühen Kreidezeit ist sogar komplett mit seiner Behausung als Fossil erhalten geblieben. Interessanterweise hatte dieser Krebs seinen Hinterleib mit der Schale eines Ammoniten geschützt, eines mittlerweile ausgestorbenen beschalten Verwandten der Kalmare. Es scheint, dass im Erdmittelalter der Druck auf die Tiere in den unteren Schichten des Nahrungsnetzes stark zugenommen hat. Raubtiere wurden damals häufiger und stellten ihrer Beute mit mehr Kraft und Schnelligkeit nach. Diese „Marine Revolution des Erdmittelalters“ hat wohl auch eine Entwicklungslinie der Krebstiere dazu gebracht, sich einen zusätzlichen Schutz zuzulegen – die Schalen toter Meeresschnecken. Eines ihrer Scherenbeine wurde im Laufe dieser evolutionären Wandlung zu einem dicht sitzenden Verschluss der Schneckenschale umgebildet, und der nun von einem Schneckenhaus geschützte Hinterleib verlor seine Panzerung. Im Meer sind Einsiedlerkrebse häufig anzutreffen: Über 800 Arten dieser Krebs-

Fernab von großen Städten und Industriegebieten liefern Aufnahmen von Einsiedlerkrebsen eindrucksvolle Bilder für das Anthropozän, die neue „Epoche des Menschen“.

Guter Schutz? Plastik statt Schalen

tiere bewohnen eine Vielzahl mariner Ökosysteme. Einige der marinen Einsiedlerkrebse belassen es nicht bei einer Schneckenschale, um sich zu schützen, sondern befestigen noch eine oder zwei Anemonen mit ihren Nesselzellen auf ihren Schalen, um Fressfeinde abzuhalten. Eine Familie der Einsiedlerkrebse hat es auch an Land geschafft und atmet dort mit Lungen. Zu dieser Familie gehört auch der Kokosnussräuber, der mit über vier Kilogramm der weltweit massivste Landgliederfüßer ist.

„Fragmente von Mikroplastik scheinen die Krebse bei der Auswahl neuer Schalen zu verwirren. Und an Stränden bleiben die Tiere oft in Plastikgefäßen stecken.“



„Plastik in Mensch und Meer“ (28.2.2019): Anne Aschenbrenner beschreibt die emotionalisierte Debatte zum Plastikkonsum, auf furche.at

Der Kokosnussräuber verbringt nur seine jungen Jahre als Einsiedlerkrebs, bevor er zu groß wird, um passende Schalen zu finden. Dann härtet die Haut am Hinterleib aus, und er verbringt sein weiteres Leben ohne Schale.

Diese beeindruckenden Tiere sind meist nur mehr auf dünn besiedelten pazifischen Inseln zu finden, und der Autor dieser Zeilen wird nach dem Genuss eines gegrillten Kokosnussräubers 2008 in Palau immer noch von milden Schuldgefühlen geplagt. Die Landeinsiedlerkrebse leben in unmittelbarer Nähe des Meeres, an Stränden oder Felsküsten oder in der küstennahen Vegetation. Dort ist die Überschneidung mit menschlichen Aktivitäten am größten. Bei einem Picknick am Strand bleibt schon mal der Schraubverschluss eine Plastikflasche liegen; und ein starker Regenguss wäscht den Abfall aus der Umgebung in Richtung Meer – zu den Einsiedlerkrebsen.

Plastik als Einwegprodukt ist erst nach dem Zweiten Weltkrieg aufgekommen, und die Menge an Plastikmüll, die in der Natur landet, hat zuletzt massiv zugenommen. Einsiedlerkrebse haben also weniger als einen Millionstel Teil ihrer evolutionären Geschichte – Jahrzehnte von Jahrtausenden – in Plastikheimen verbracht. Wenn die Existenz der Einsiedlerkrebse ein einzelner Tag wäre, dann hätten sie erst in der letzten Zehntelsekunde begonnen, sich menschliche Plastikabfälle zunutze zu machen. Obwohl dieser Wechsel der Materialien ihrer Behausungen erst vor einem kurzem Moment auf der evolutionären Zeitskala stattfand, sind Einsiedlerkrebse mit Plastik auf dichter bewohnten pazifischen Inseln nicht selten.

Plastik ist leicht und stabil – weshalb es ja auch in der Konstruktion von Autos, Flugzeugen und Schiffen eine große Rolle spielt –, und es scheint auch für die Krebse eine gute Alternative zu den Schalen der Meeresschnecken zu sein. Allerdings fügt Plastikabfall den Krebsen auch Schaden

zu. Die Fragmente von Mikroplastik, in die alles Plastik nach einiger Zeit im Meer zerfällt, scheinen die Krebse bei der Auswahl neuer, passender Schalen zu verwirren. Auch bleiben die Krebse oft in größeren Plastikgefäßen an Stränden stecken. Eine Studie an der Universität von Tasmanien in Australien fand heraus, dass allein auf den zu Australien gehörenden Cocos/Keeling Atoll-Inseln im Indischen Ozean jedes Jahr eine halbe Million Einsiedlerkrebse so verenden.

Invasive Arten

Natürlich ist jeder vermeidbare Tod eines Tieres, bedingt durch Umweltverschmutzung, traurig. Einsiedlerkrebse sind allerdings keinesfalls vom Aussterben bedroht. Ein katastrophales Umweltproblem ist diese Auswirkung von Plastikabfall sicher nicht. Aber eine interessante Allegorie sind die Krebse in ihren Plastikheimen zweifellos. Auch Shawn Millers kuriose Photos zeigen, wie sehr der Mensch im 21. Jahrhundert auf jeden Aspekt der Natur Einfluss nimmt. Wer noch überzeugt werden muss, dass das Anthropozän, die geologische „Epoche des Menschen“, angebrochen ist, kann beim Anblick der Plastikkrebstiere darüber nachdenken. Unsere Konsumgewohnheiten haben sich sogar auf die Lebensweise kleinerer Krebstiere an Stränden auf Atollen im indischen Ozean und im ländlichen Japan, weitab von Städten und Plastikfabriken ausgewirkt.

Manche Einsiedlerkrebse verwenden auch die Schalen der Großen Achatschnecke, einer invasiven Schneckenart aus Afrika, als Behausung. Ebenso wie der Plastikmüll wären diese Schnecken ohne die Menschheit nicht in Japan gelandet. Diese Schnecke ist etwa so groß wie die heimischen Weinbergschnecken und richtet wie viele anderen invasiven Tierarten signifikanten Schaden an der einheimischen Fauna an. Die Achatschnecken übertragen Krankheiten und verdrängen kleinere Schneckenarten, mit denen sie konkurrieren. Auf vielen Inseln im pazifischen Raum sind sie bereits so häufig anzutreffen, dass ihre Schalen für die Einsiedlerkrebse ebenfalls zur exotischen Behausung werden. Es muss ja nicht immer Plastik sein.

Der Autor ist Biologe, populärwissenschaftlicher Autor und Naturfotograf. Er lebt zurzeit auf den Philippinen.

— AUS DEM FURCHE-NAVIGATOR —

Anthropozän: Bilder eines neuen Zeitalters

In seinem Film „Die Epoche des Menschen“ begab sich der kanadische Multimedia-Künstler Edward Burtynsky auf die Spuren des Anthropozän. Die FURCHE hat das Werk besprochen – hier ein Textauszug: „Obwohl die menschliche Spezies erst seit circa 200.000 Jahren auf der Bühne des Planeten erschienen ist, hat der „Homo sapiens“ dort bereits tiefe Spuren hinterlassen, die teils nicht mehr auszulöschen sind. Und das aus dem Lot geratene globale Gleichgewicht nimmt allmählich Konturen in gigantischem Maßstab an: als Anthropozän, als neues Erdzeitalter, als ‚Epoche des Menschen‘.“

Edward Burtynsky hat betörende Bilder dafür gefunden. Mit seinem Anthropozän-Projekt will er einen kritischen Moment der Erdgeschichte dokumentieren. Und mit Fotoausstellungen, Filminstal-

lationen und 3D-Darstellungen in virtueller Realität ist es das größte Projekt geworden, das der kanadische Fotokünstler je in Angriff genommen hat; ein multimediales Gesamtkunstwerk mit edukativem Programm. Der Dokumentarfilm ‚Die Epoche des Menschen‘ (...) präsentiert nun die eindrucksvollsten Aufnahmen von einer Reise rund um die Welt: Wie bunte Puzzlesteine aus allen Erdteilen fügen sie sich zusammen, um eine unheimliche Ahnung von dem zu vermitteln, was der abstrakte Begriff des ‚Anthropozän‘ für Menschen, Tiere und Pflanzen konkret bedeutet – und künftig bedeuten könnte. Oft reicht bereits ein einzelnes Bild, in dem das große Ganze aufzublitzen scheint: einer der weltweit größten Bagger, der im Tagebau bei Immerath in Nordrhein-Westfalen brutal in der Erde gräbt; die ausufernden Plastikberge

der Dandora-Mülldeponie in Nairobi, Kenia; die rauchenden Erdölraffinerien in Houston, Texas, als trostlos schimmernde Nachtlandschaft (...).

„Die Erde hat Fieber und muss wieder abkühlen. Wir sind ihre Betreuer. Wenn wir uns in puncto ‚Lebensstil‘ gar nicht verändern, dann wird unsere Prognose nicht gerade günstig sein“, sagt Edward Burtynsky, der sein Projekt jedoch nicht als Anklage verstanden wissen will. „Jeder ist doch auf die eine oder andere Art in die Probleme des Anthropozän verstrickt.“



Der vollständige Text von Martin Tauss über Edward Burtynskys Film: „Anthropozän: Es gibt kein Zurück mehr“ (8.10.2020) auf furche.at



Die Bachforelle

ANIMAL SPIRITS

Eine Perle von einem Fisch

Manch intensive Auseinandersetzung mit jenen Lebewesen, die wir oft und gerne verzehren, kann einem zu denken geben, dass wir regelrechte Naturwunder so uns-nichts euch-nichts in unsern Mägen versenken. Die Bachforelle erwischt es da noch härter als andere Tiere, denn sie wird von uns auch noch reinsten Gewissens mit Steinen oder Knüppeln zu Tode gebracht. Dabei zeigt die Forelle Verhaltensweisen, die als hoch entwickelt bezeichnet werden müssen. Wir würden „Marktsensibilität“ dazu sagen.

Wenn etwa eines dieser schönen Tiere in einem Kleingewässer, einem kleinen Gewässer mit stark wechselnden Nahrungsangebot steht, dann fressen alle Forellen alles, sogar einander. Hunger ist der beste Koch, heisst es.

Ökonomen würden eine Gesellschaft mit optimalem Wettbewerb erkennen: Die Nachfrage überwiegt stets das Angebot. Sobald sich aber das Gewässer in eine Art Luxusdomäne wandelt, etwa ein klarer Alpenfluss mit reichlich Insekten und Fressbarem, verändern die Forellen ihre Lebens-einstellung: Aus Allesfressern werden wohlüberlegte Spezialisten.

Während sich die eine Forelle auf die Jagd nach Fliegen konzentriert, macht die nächste den Krebs zu ihrer Hauptmahlzeit, die dritte bevorzugt kleine Fische. Das ist außergewöhnlich nachhaltig gehandelt. Denn sie versetzt dem atemlosen Rauben jeder gegen jeden ein Ende.

„ Von der Bachforelle kann man auch abseits der Küche profitieren. Sie zeigt, wie man Konsumgesellschaften in Richtung Nachhaltigkeit transformieren kann.“

Konkurrenz um jeden Preis, also das moderne Ideal manch neoliberaler Marktprediger – das scheint für Forellen etwas für Hungerleider zu sein. Die reiche Forelle teilt sich die Beutelandschaft je nach Gout auf und keine Forelle kommt einer anderen mehr ins Fischgehege. Warum die Forelle sich so verhält, können Biologen noch nicht erklären, aber vermutlich folgt die Logik der Evolution dem Prinzip „Teile und Herrsche“ äußerst konstruktiv.

Überdies hat die Bachforelle noch eine schmückende Eigenschaft. Ihre Kiemen – und nur sie, dienen den Larven der Flussperlmuschel als Entwicklungsort. Erst wenn das durchlaufen ist, und die Larve genug parasitiert hat, kann sie sich auf den Grund sinken lassen und eine echte Muschel samt Perle entsteht.

Beide, Forelle und Flussmuschel, sind gewässer- und standorttreu – und in diesem Sinne lebenslange Nachbarn. Die Grundvoraussetzung für beide sind allerdings reine und klare Gewässer. Weshalb wiederum Flussmuschel und Bachforelle heute in ihrem natürlichen Vorkommen stark eingeschränkt und gefährdet sind. Ihre früher klaren Bächlein sind heute nicht mehr hel-le. Wir haben, um das Schubertlied zu zitieren, ihr Bächlein tückisch trübe gemacht. Oder anders herum gesagt: Die Bachforelle hätte uns tatsächlich reich machen können – aber nicht als starr blickender Speisefisch, sondern springlebendig. (Oliver Tanzer)

DIE FURCHE
jetzt online mit

NAVIGATOR

LESEN
SIE NICHT
EINE
ZEITUNG
SONDERN
TAUSENDE.

3725

AUSCABEN DIGITALISIERT

ÜBER 100.000 ARTIKEL SEMANTISCH VERLINKT

VON 1945 BIS HEUTE

furche.at

DIE LETZTEN 20 JAHRE JETZT ONLINE

Foto: Wikipedia/Karelj (Furche.com.at)



Vielseitig

Elfie Semotans Fotografien reichen von Stillleben über Porträts bis hin zu inszenierter Kunstgeschichte. Rechts im Bild: o. T. (Inspiriert von Roy Lichtenstein), New York, 2003/2012.

Von Wenzel Müller

Die Presseführung ist vorbei, einige Journalisten stehen noch um Elfie Semotan. Sie weist auf ein kleineres Bild am Ende ihrer Ausstellung hin: „Schauen Sie, dieses Grün! Herrlich!“ Zu sehen ist ein Baum, mit vielen kleineren Ästen in unterschiedlichen Grün-Tönen. Schön, aber nicht gerade spektakulär. Doch die Fotografin gerät über dieses Werk geradewegs ins Schwärmen. 80 Jahre alt wird sie demnächst, die österreichische Fotokünstlerin, und eines hat sie gewiss nicht verloren: ihre Begeisterungsfähigkeit. Und ihre Natürlichkeit. Sage noch jemand, Menschen jenseits der 60 gehörten zum alten Eisen. Anlässlich ihres runden Geburtstags widmet das Kunst Haus Wien nun Elfie Semotan eine umfassende Retrospektive, mit dem Titel „Haltung und Pose“.



In Thomas Taborskys Kritik „Mit der Linse durch die Welt“ erfahren Sie mehr über den Film „Elfie Semotan, Fotograf“ – auf furche.at.

Man macht entweder Naturfotografie oder Werbefotografie. Beides geht nicht, so die Regel in unserer spezialisierten (Kunst-) Welt. Für Semotan gilt diese Regel allerdings nicht. Munter wechselt sie zwischen den Genres, was die Schau im Kunst Haus unterstreicht. Gleich im Eingangsbereich ein großes farbiges Madonnenbild, daneben eine kleine Schwarzweißaufnahme von Louise Bourgeois, wieder daneben ein Foto von übereinander gestapelten Paletten. Inszenierte Kunstgeschichte, Porträt, Stillleben. Hier kommt zusammen, was üblicherweise streng getrennt wird. Nicht die geordnete Abfolge zählt, sondern der visuelle Eindruck.

Ältere Leser mögen sich noch an die einstigen Werbeplakate von

Römerquelle erinnern. Sie fielen im Straßenbild ob ihres opulent-sinnlichen Ausdrucks auf, das war vor rund 30 Jahren. Inszeniert waren die kleinen Geschichten von Semotan, die damals als Urheberin nicht weiter in Erscheinung trat. Es ging ja um Auftragsarbeiten. In der Fotografie, das zeigen diese Werke, geht es nicht nur um Lichtsetzung, sondern auch darum, die richtigen Leute auszuwählen und sie entsprechend in Szene zu setzen.

Mehrere Jahre zeichnete Semotan für diese Werbekampagne verantwortlich, dann, als sich

Elfie Semotan wird 80. Das Kunst Haus Wien ehrt die österreichische Fotokünstlerin mit einer umfassenden Retrospektive.

Bestimmt & bescheiden

die Auftraggeber anschickten, sich immer mehr in ihre Arbeit einzumischen, legte sie sie nieder. Das bedeutete für sie einen erheblichen Einnahmeverlust, doch ihre Unabhängigkeit und künstlerische Integrität waren ihr wichtiger. Diese Kommerz-Arbeiten sind nun durch die Aufnahme ins Kunstmuseum gleichsam geädelt worden.

Keine Spur von Anbiederung

Schnell gibt sich ein Künstler, eine Künstlerin als unbeugsam, unkorruptierbar. Nur, Semotan glauben wir das auf Anhieb. Man betrachte nur die Aufnahme, die sie von sich selbst in der Ausstellung zeigt. Kein auch nur ansatzweises Lächeln in die Kamera. Reserviert, geradezu verschlossen präsentiert sie sich. Nicht die leiseste Spur von Anbiederung. Zuletzt ist ein Dokumentarfilm über sie erschienen, von Joerg Burger, den auch das Kunst Haus zeigt. Wir sehen Semotan bei der Arbeit, beim Shooting mit jungen Leuten. Sie weiß genau, was sie will, und bleibt doch immer kooperativ. Eine Autorität ohne jedes autoritäre Gehebe. Wir erleben eine starke Frau, die zeigt, dass bestimmt und bescheiden kein Widerspruch zu sein brauchen.

Angefangen hatte Semotan als Model. Mit 20 war sie, das Kind vom Land, das gerade die Modeschule abgeschlossen hatte, nach Paris gezogen. Dann wechselte sie die Seite, hinter die Kamera. Die jahrelange Erfahrung als Mannequin hatte sie gelehrt, dass auch das Foto-Objekt nicht als Objekt behandelt werden möchte. Dass es vielmehr bei der Gestaltung des Fotos mitreden will, dass es hier also auf gegenseitigen Austausch ankommt. Jede Person ist ein Individuum. Und daher jedes Porträt wieder anders, einzigartig. Bei Semotans Menschenbildern ist kaum eine einheitliche Handschrift zu erkennen – und gerade das ist als großes Lob zu verstehen.

Die Arbeit mit Menschen ist manchmal fordernd. Ein schöner Ausgleich ist für Semotan die Stillleben-Fotografie. Damüßsen keine Anweisungen gegeben werden, da kann man die Arrangements so nehmen, wie sie sind. Allerdings muss deren bildliches Potenzial erst einmal entdeckt werden. Einem guten Fotografen gelingt das, andere gehen einfach achtlos vorbei.

Elfie Semotan – Haltung und Pose
Kunst Haus Wien
bis 29. August 2021, tägl. 10–18 Uhr
www.kunsthawien.com

FEDERSPIEL

Von Daniela Strigl

Klagenfurt am Datenstrom

Zwei Institutionen halten hierzulande mit Zähnen und Klauen am totalen Pandemie-Szenario fest: die Universitäten und das ORF-Landestudio Kärnten: Wie im Vorjahr soll der Bachmannpreis auch heuer digital über die Bühne gehen. Nur die Jury wird seltsamerweise an Ort und Stelle tagen, das Publikum bleibt ausgeschlossen, Autorinnen und Autoren müssen zu Hause bleiben, ihre Lesungen werden dortselbst aufgezeichnet und eingespielt. Dem Vernehmen nach wollte man die Jury ursprünglich gar zu menschenrechtswidrigem Hausarrest verdonnern, nur um die heiligen Hallen des Landesstudios garantiert virenfrei zu halten. Warum der Kärntner ORF den von allen bereits sattsam ausgekosteten Ausnahmezustand künstlich prolongiert, ist schleierhaft. Natürlich konnte man im Februar und März noch nicht voraussagen, wie genau die Lage im Juni sein würde. Aber schon 2020 waren – ohne Impfkampagne und Testroutine – im Sommer Veranstaltungen durchführbar, alle Prognosen deuteten auch diesmal auf Entspannung. In all den Monaten des strengen Lockdowns

und der Reiserestriktionen waren berufliche Reisen innerhalb der EU ohne Quarantäne möglich – die Einbeziehung der Autoren und Autorinnen wäre ohne weiteres planbar gewesen. Immerhin sind sie das Herz des Wettbewerbs, und dass dieses sozusagen live schlägt, dass die literarischen Stimmen in der Mitte der Kritik laut werden, dass das Saalpublikum direkt und meist akklamierend beteiligt ist, macht den Charme, aber auch den Thrill der Veranstaltung aus. Im Notfall hätte man den Preis „wie immer“, nur ohne Zuschauer über die Bühne bringen können. Der Notfall ist aber nicht eingetreten – im Radiocafé des Wiener Funkhauses fand bereits eine literarische Soiree statt. Ein Bachmannwettbewerb im Zoom-Format wird auch dadurch nicht wesentlich aufregender, dass Moderator und „Justiciar“ einander Zuschauer-E-mails vorlesen.

Die Autorin ist Germanistin und Literaturkritikerin.



FEUILLETON IN KÜRZE

LITERATUR

Leipzig ehrt Schalansky

Die Schriftstellerin Judith Schalansky erhält den mit 10.000 Euro dotierten Gutenberg-Preis der Stadt Leipzig 2021. Die Auszeichnung soll am 22. Juni verliehen werden, teilte die Stadt mit. Schalansky werde in ihrer Rolle als „überzeugende Kämpferin für das Medium Buch im Zeitalter von E-Books und Digitalisierung“ geehrt. Sie sei nicht nur eine der originellsten Stimmen der Gegenwartsliteratur, so die Begründung, sondern habe als Buchgestalterin auch schon viele haptische Kunstwerke hervorgebracht. Erst kürzlich wurde sie auch mit dem Christine Lavant Preis ausgezeichnet.

FILM

Regisseur Frears wird 80

Einem bestimmten Genre lässt sich Stephen Frears nicht zuordnen. Der britische Regisseur, zu dessen bekanntesten Filmen „Gefährliche Liebschaften“, „High Fidelity“ und „Die Queen“ zählen, wird am 20. Juni 80 Jahre alt. Frears, der zu den bekanntesten Vertretern des „neuen britischen Kinos“ zählt, war schon über 40, als ihm der internationale Durchbruch gelang: Mit „Mein wunderbarer Waschsalon“, einer originelle Mischung aus Drama, Komödie und Romanze mit Daniel Day-Lewis, traf er 1985 den Nerv der Zeit. Die Sozialsatire öffnete Frears letztlich die Türen in Hollywood.

„Schnell gibt sich ein Künstler, eine Künstlerin als unbeugsam, unkorruptierbar. Elfie Semotan glauben wir das aber auf Anhieb.“

book^{let}

Nr. 76

Literaturbeilage

DIE FURCHE

17. Juni 2021

Österreichische Post AG - WZ 02Z034113W
Retouren an Postfach 555 - 1008 Wien
DIE FURCHE - Hainburger Straße 33
1030 Wien - T.: (01) 512 52 61-0

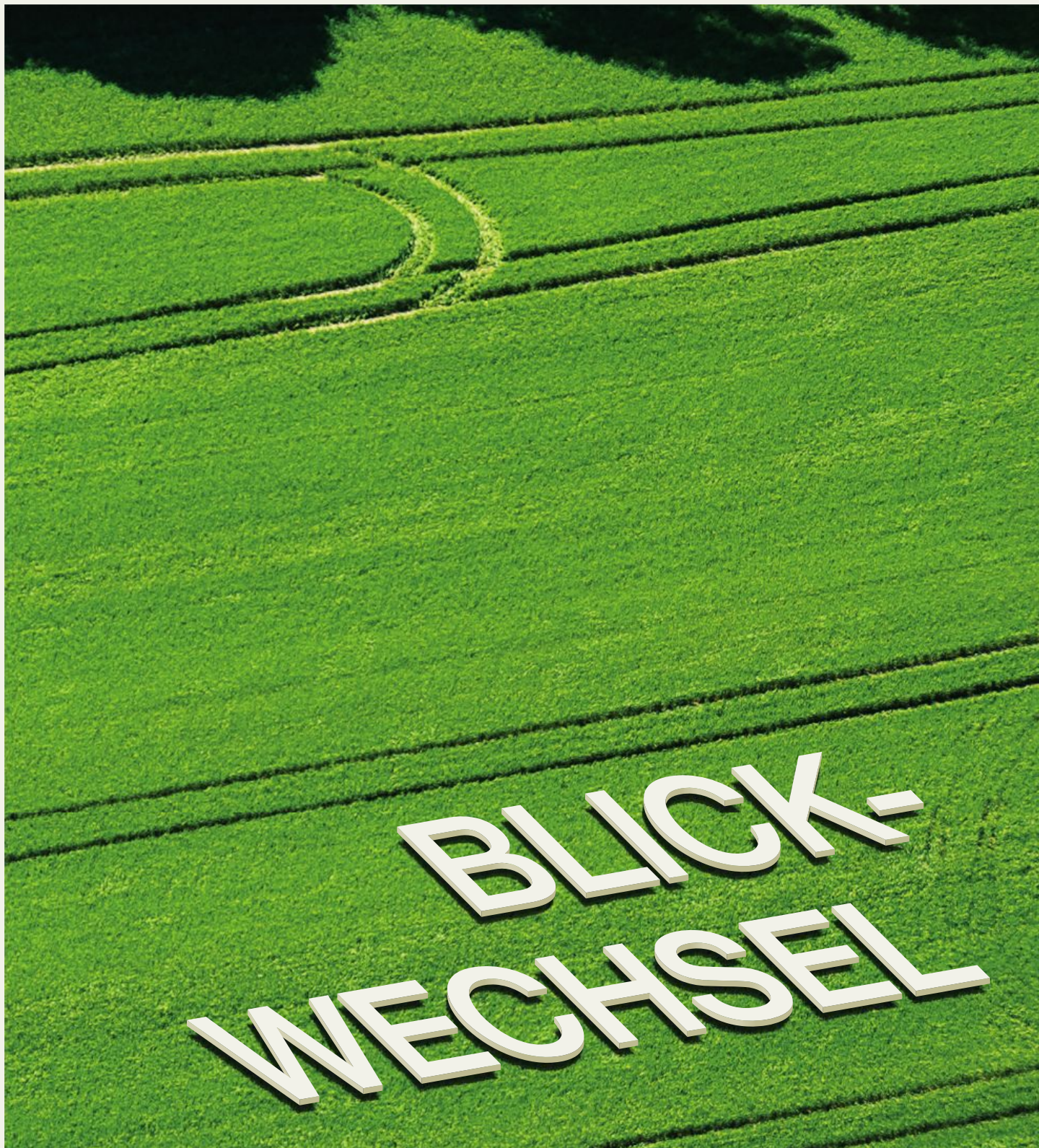




Foto: Styria Media Group / Manja Kanizaj

Inhalt

„Die deutschsprachige Literaturlandschaft ist diverser geworden, was mit demografischen Entwicklungen, aber auch mit einem zunehmenden gesellschaftlichen Druck zu tun hat“, schreibt Veronika Schuchter in ihrem einleitenden Essay und stellt zwei wichtige Bücher vor, die zum Blickwechsel einladen, den wir auch mit der Illustration dieser Literaturbeilage durch ungewöhnliche Perspektiven versuchen. Die anregende Vielfaltigkeit der aktuellen, deutschsprachigen und internationalen Gegenwartsliteratur zeigt sich auch in unterschiedlichen Genres, denn die Literatur besteht nicht aus Romanen allein: Lyrik, Essays und bildende Kunst sorgen für Lesegenuss und Denkanstoß zugleich. Die FURCHE wünscht Ihnen mit diesem Booklet einen schönen Lesesommer.

- 4 DEN VERLORENEN IHRE WÜRDE ZURÜCK**
Katja Kettus Roman „Die Unbezwingbare“ erinnert an ein verdrängtes Kapitel der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts.
- 6 DAS GROSSE GELÄCHTER**
Eine Therapie gegen die Wucht des Daseins: Mathias Enarths Roman „Das Jahresbankett der Totengräber“ ist ein Monumentalbild von Leben, Liebe und Tod.
- 8 JOHANNA DER BAUERNHÖFE**
Renate Welsh schenkte mit „Johanna“ 1979 vielen Frauen Mut zum Widerspruch. Auch die Fortsetzung, der Roman „Die alte Johanna“, ist ein wichtiges Zeitdokument.
- 10 ANREGENDE WEGE DER WELTANEIGNUNG**
82 Geschichten von Teresa Präauer über das Leben, die Kunst, das Schreiben und den abenteuerlichen Lauf der Dinge.
- 11 VOM ECHTEN GEDICHT, DAS NIEMALS ERSCHEINT**
„Warum hassen wir die Lyrik?“ fragt der amerikanische Dichter und Romanautor Ben Lerner in seinem Essay über die Ideale der Dichtkunst und das konkrete Gedicht.
- 12 DURCH FINSTERE WÄLDER ...**
Worte und Bilder: „Das zweite Gesicht“ und „American apocalypse“, zwei Gedichtbände mit künstlerisch transdisziplinärem Ansatz.
- 14 LUSTVOLL INSZENIERT**
Grammatik in Bildern und als Buchspaß? „Hunde im Futur“ zeigt, dass das möglich ist. Mit viel künstlerischem Charme wird die Komplexität der deutschen Sprache aufgefächert.
- 15 IMMER UNTERWEGS**
Hinausgelesen: Brigitte Schwens-Harrant las Elif Shafaks engagierten Essay „Hört einander zu!“

Und dann wird es plötzlich ungemütlich beim Lesen. Dabei hatte man sich doch so gut eingerichtet und alles richtig gemacht. Sich moralisch auf der richtigen Seite verortet, Rassismus, ach woher, ich doch nicht. Im Gegenteil. Man weiß ja, dass man in einer rassistischen Gesellschaft lebt. Man weiß, wie diskriminierend es ist, Menschen beständig auf ihren „Migrationshintergrund“ festzulegen. Man setzt das Wort sogar unter Anführungszeichen, um sich davon zu distanzieren und Fragen nach der Herkunft kommen einem sowieso nicht über die Lippen.

Der Erzählerin in Shida Bazys neuem Roman „Drei Kameradinnen“ ist das einerlei. Sie macht die Leserinnen zu Anderen, spricht sie beständig an und schließt sie dabei aus. Diese Vorverurteilung kann ganz schön nerven auf Dauer, immerhin hat man keinen Anlass gegeben, in diese Schublade gesteckt zu werden. Dass man dieses Buch liest, ist das nicht schon Beweis genug? Aber genau darin liegt das Wesen von Vorurteilen, mit denen die drei Protagonistinnen Saya, Hani und Erzählerin Kasih von klein auf konfrontiert sind: „Ich höre jetzt auf, weiterzuschreiben. Das hat keinen Zweck, denn ich versuche mir permanent vorzustellen, wer ihr seid, während ihr euch vorzustellen versucht, wer wir sind. Wir sind nicht so anders als ihr. Das denkt ihr nur, weil ihr uns nicht kennt. Weil ihr keine Kindheit hattet, die so roch wie unsere, und weil ihr keine Freundinnen habt, mit denen ihr diese stinkende Kindheit hättet teilen können. Ihr habt auf jeden Fall gerade verschiedene Gedanken. Ihr findet Hani jetzt schon unsympathisch und ihr stellt euch Saya jetzt schon hübsch vor. Ihr wartet auf den Moment, in dem ich erkläre, wer von uns aus welchem Land kommt. Das nämlich müsst ihr wissen, bevor ihr euch in uns eindenken könnt.“

Bazya dreht den mit Vorverurteilungen und Stereotypen gespickten Spieß um, ein wirkungsvoller literarischer Trick, den sie gnadenlos umsetzt. „Ich mache ohne Reihenfolge weiter, ihr Deutschlehrer und Deutschlehrerkinder.“ Widerspruch zwecklos, jetzt wird zugehört. Bazya, so scheint es, macht sich keine Illusionen über ihr Publikum, das wohl tatsächlich größtenteils aus einem linken, aufgeklärten, weiblichen Bildungsbürgertum besteht. Auf den ersten Blick sind auch ihre drei Kameradinnen integriert, sie sind gut ausgebildet, haben studiert, sie kennen die Gesellschaft, in der sie leben, von klein auf. Zu Fremden werden sie nur durch den Blick einer Gesellschaft, die sich selbst als autochthon deutsch versteht, statt die eigene Diversität zu erkennen, was einer Realitätsverweigerung gleichkommt.

Zu Beginn des Buches erfahren wir, dass Saya verhaftet wurde, ein Zeitungsartikel brandmarkt sie als islamistische Terroristin. Vom Wiedersehen anlässlich einer Hochzeit ausgehend, wird von den vielen kleinen Nadelstichen und großen Verletzungen erzählt, die aus den drei Frauen Kameradinnen und nicht nur Freundinnen macht. Von scheinbaren Kleinigkeiten wie dem ständig falsch ausgesprochenen Namen, davon, dass das Bier plötzlich einen Euro mehr kostet als für alle anderen, bis hin zur Ohnmacht, die der deutsche NSU-Prozess auslöst. Zwar stehen Saya, Hani und Kasih für unterschiedliche Wege, mit der kontinuierlichen Diskriminierung umzugehen. Während Hani

„Identitäten sind so vielfältig wie Gefühle der Fremdheit und der Zugehörigkeit. Fragen der Teilhabe sind nicht nur Fragen der Identität, es sind Fragen der Macht.“

BLICKWECHSEL

MIGRATIONS-LITERATUR WAR GESTERN. AUTORINNEN WIE SHIDA BAZYAR UND ASAL DARDAN FÜHREN DEN BEGRIFF AD ABSURDUM.

alles Negative ausblendet und Kasih zur Chronistin der Ungerechtigkeit wird, staut sich in Saya eine unglaubliche Wut an, die man beim Lesen nur teilen kann, während man sich fragt, ob einem das zusteht, angesichts der eigenen Privilegien, und gleichzeitig weiß man, dass viel mehr Menschen wütend werden sollten über Unrecht, das sie eben nicht am eigenen Leib erfahren.

Asal Dardan verhandelt ähnliche Themen wie Shida Bazayr, aber sie stimmt ihre Instrumente anders. Dabei könnte der Titel durchaus Gegenteiliges vermuten lassen. „Betrachtungen einer Barbarin“ klingt zynisch, als wolle Dardan ihren Lesern einen Spiegel vorhalten, wie es Bazayrs Erzählerin tut, aber es ist kein zynisches Buch. Ihre autobiografischen Essays verhandeln Themen wie Heimat, Fremdheit, Sprache und Rassismus. Dardan plädiert für eine Erweiterung des Wir-Begriffs, der Marginalisierte und Minderheiten miteinschließt, mit allen Rechten und Pflichten, die damit verbunden sind. Und so ist es nur konsequent, dass sie sich mit den Spuren des Nationalsozialismus auseinandersetzt, weil es die Geschichte einer Gesellschaft ist, deren Teil sie ist, auch wenn andere ihr diese Zugehörigkeit streitig machen wollen.

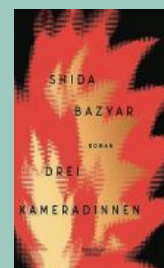
Beide, Dardan und Bazayr, greifen auf die Morde des NSU zurück, um die Perversion des Blicks auf die eigenen „migrantischen“ Mitbürger und ihre Effekte aufzuzeigen. Über Jahre hatte die Polizei die Opfer ohne irgendeinen Hinweis darauf in einem kriminellen Umfeld verortet, allein aufgrund von

Vorurteilen bezüglich ihrer Herkunft. Auch als der rechtsradikale Kontext unübersehbar geworden war, wurden die Opfer und ihre Familien wie Täter behandelt. Dardan formuliert die schockierende Einsicht: „Vor allem der Verfassungsschutz hatte keinen Grund, etwas anderes als die Suche nach rechtsradikalen Täter*innen zu priorisieren. Aber die schreckliche Wahrheit ist, dass die Ermittler*innen mit demselben Blick auf die Opfer und ihre Hinterbliebenen schauten wie die Mörder – was sie sahen, waren Andere.“

Das nimmt Dardan zum Anlass, sich mit Opfern zu beschäftigen, ihre Namen zu nennen, ihre Geschichten zu erzählen. Und angesichts brennender Flüchtlingsheime in Deutschland und dem Ertrinken überlassenen Menschen im Mittelmeer, kann man nicht anders als sich zu fragen, wer hier die Barbaren sind.

Es läge nahe, zwischen Dardan und Bazayr eine Verbindung über ihre iranischen Wurzeln zu ziehen. Dardan, 1978 in Teheran geboren, kam schon als Kleinkind auf der Flucht mit ihren Eltern zunächst nach Deutschland, später nach Aberdeen. Auch Bazayrs Eltern flüchteten in den 1980er Jahren vor der islamischen Revolution im Iran nach Deutschland, sie wurde wenig später geboren. Doch scheint es weniger die konkrete Herkunft, die verbindend wirkt, sondern die darauf aufbauenden Erfahrungen. Nicht alle davon sind negativ und haben mit Diskriminierung zu tun. Das fehlende nationalistische Heimatgefühl

FORTSETZUNG AUF DER NÄCHSTEN SEITE →



Drei Kameradinnen

Roman von
Shida Bazayr
Kiepenheuer &
Witsch 2021
352 S., geb.,
€ 22,95



Betrachtungen einer Barbarin

Von Asal Dardan
Hoffmann und
Campe 2021
192 S., geb.,
€ 23,90

FORTSETZUNG VON SEITE 3

verleiht Dardan etwa eine Offenheit für neue Orte, das Dazwischenstehen schafft Distanz und schärft den Blick. Dardans Essays verknüpfen das Politische mit dem Persönlichen, und das stilistisch elegant und sehr entschieden. „Anton-Siegfried-Anton-Ludwig, ich buchstabiere meinen Namen sehr oft auf diese Weise. Das bewahrt mich nicht davor, dass er gelegentlich als exotisch bezeichnet wird. Viele würden mir erklären, dass dem keine rassistische Intention zugrunde liege. Aber es ist ein Symptom mangelnder Akzeptanz und Auseinandersetzung mit der Pluralität der deutschen Gesellschaft.“

Es hat sich viel getan. Aus der „Gastarbeiter-“ wurde die „Migrantenliteratur“, und jetzt, so kann man nur hoffen, findet endlich ein längst überfälliger Integrationsprozess statt, der solchen beschränkenden Zuschreibungen den Nährboden entzieht. Dardan und Bazzyar tun nicht so, als spiele es keine Rolle, wo sie selbst oder ihre Eltern herkommen. Das tut Herkunft nie, egal ob geografisch, kulturell oder sozial. Wer wir sind, ergibt sich aus einem dichten Netz sozialer und kommunikativer Anknüpfungspunkte. Identitäten sind so vielfältig wie Gefühle der Fremdheit und der Zugehörigkeit. Fragen der Teilhabe sind nicht nur Fragen der Identität, es sind Fragen der Macht. Dardan und Bazzyar ergreifen das Wort und lassen sich nicht von anderen einen Ort zuweisen.

Seit Maxim Biller 2014 die deutsche Literatur als langweilig abtat und migrantische Schriftsteller als angepasste, preisverwöhnte Wohlfühlautoren abqualifizierte, während er ihnen die Aufgabe aufbürdete, origineller, ja stilistisch überbordender sein zu müssen - ein seltsamer, seinerseits diskriminierender Exotismus - hat sich ein Quantensprung ereignet. Die deutschsprachige Literaturlandschaft ist diverser geworden, was mit demografischen Entwicklungen, aber auch mit einem zunehmenden gesellschaftlichen Druck zu tun hat. Das Frühjahr 2021 bietet viele großartige Texte unterschiedlichster Autorinnen und Autoren. Man könnte an dieser Stelle einige Namen nennen, doch das würde suggerieren, dass es sich dabei um Einzelbeispiele handelt. Das ist keineswegs der Fall, auch wenn man die literaturkritische und anderweitige mediale Aufmerksamkeit nicht mit dem tatsächlichen Anteil am Markt verwechseln darf. Noch sind wir in der Phase der Thematisierung des Fremden und in der Annäherung. Ein schmerzhaft langsamer Prozess, denkt man daran, dass Autorinnen wie Emine Sevgi Özdamar, Yoko Tawada und viele andere schon vor Jahrzehnten mit ihren Texten eine Blickumkehr herbeiführten, und das mit ästhetisch verwegenen, kraftvollen, ja avantgardistischen Werken. Neu ist der Perspektivwechsel also keineswegs, doch jetzt erobern sich neue Generationen ihren Raum und man kann nur hoffen, dass sich ein historisches Momentum ergibt.

Mit ihrem Vorhaben, Licht in die Geschichte ihrer Vorfahren zu bringen, stand die finnische Schriftstellerin Katja Kettu

vor erheblichen Herausforderungen. Im späten 19. bis zum frühen 20. Jahrhundert wanderten rund 300.000 Finnen in die USA aus, wo sie in Reservaten mit indigener Bevölkerung untergebracht wurden. Beide, Finnen wie die Anishinabe, zählten nicht viel. Was immer ihnen widerfuhr, fand keinen Widerhall in der Gesellschaft oder der Geschichtsschreibung. So, wie wir es in Kettus Roman „Die Unbezwingbare“ lesen, befanden sich beide in einem rechtsfreien Raum, fanden keine Möglichkeit, sich zu wehren. Das führte zu solch abenteuerlichen Zuständen, dass einem Anishinabe, der im Ersten Weltkrieg als Soldat in Europa eingesetzt worden war, sein Land genommen wurde, weil er in Abwesenheit seine Pacht nicht zahlte. Profiteur war ein Finne - was die Spannung zwischen Indigenen und Finnen nur verstärkte. Sowieso auf der untersten Stufe der Hierarchie verharrend, mussten sie miteinander auskommen, ohne dass einer vom anderen viel wissen wollte.

Zwei Kulturen trafen aufeinander, die nebeneinander existierten, ohne dass es zu einem bemerkenswerten Austausch gekommen wäre. Und kam es zu Mischehen, hatte das für die Betroffenen und deren Kinder schwerwiegende Folgen. Ächtung gehörte zum gewöhnlichen Alltag, als „Findianer“ wurden sie abgewertet. Gemeinsam war ihnen „ein stilles Wesen und der Alkoholismus“. Das Schweigen zu brechen ist das Anliegen Kettus, das sie in ihrem Roman dramaturgisch geschickt hinbekommt. Sie entreißt Schicksale dem Vergessen, um den Verlorenen ihre Würde zurückzugeben. Sie verfügen nämlich über eine eigene Geschichte, die im Erzählen hervorgeholt werden soll. „Die Unbezwingbare“ erinnert an ein verdrängtes Kapitel der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Zwei Personen erzählen. Die eine ist Lempi, Tochter einer Indigenen und eines Finnen, die vor Jahrzehnten das Reservat verlassen hat und zurückkehrt, als ihr Vater unter Verdacht gerät, am Verschwinden eines Mädchens Schuld zu tragen. Dabei gab es eine Unzahl verschwundener Mädchen, um deren Verbleib ihrer Bedeutungslosigkeit wegen sich jahrzehntelang niemand kümmern wollte. Die andere Erzählerin ist Rose, deren Mutter auf rätselhafte Weise verschwunden ist. Lempi berichtet aus dem Jahr 2018 an ihren Vertrauensmann Jim Graupelz, ihre Mutter in Briefen an



„Die magische Welt ist nicht schicker Zierrat, sie steht für eine andere Art des Denkens und der Weltwahrnehmung, die aus den Kindern hätte geprügelt werden sollen.“

DEN VERLORENEN DIE WÜRDE ZURÜCK

FINNEN, ANISHINABE UND DIE AMERIKANISCHE GESELLSCHAFT: KATJA KETTUS ROMAN ERINNERT AN EIN VERDRÄNGTES KAPITEL DER GEWALTGESCHICHTE DES 20. JAHRHUNDERTS.

Lempi kurz vor ihrem Verschwinden im Februar 1973. Beide Berichte ergänzen sich zu einer Geschichte der Ausgrenzung und ihrer katastrophalen Folgen.

In den 1950er Jahren gingen die staatlichen Behörden in den USA wieder einmal daran, die Identität der Indigenen auszulöschen. Die „Schergen des Büros für Indianerangelegenheiten“ brachen „mit Keschern und Handschellen“ ins Reservat ein, „und sie jagten uns wie Feuerkäfer und steckten uns in einen nach Pferd riechenden Rosshaarsack und von da in einen großen Schulbus.“

Von einem Augenblick auf den anderen werden die Kinder ihres Familienrückhalts beraubt. Mit dem Eintritt ins Internat wird die indigene Eigenart gebrochen. „Bei den Filmmatinee schrien wir Hurra für John Wayne, der die schurkischen Indianer tötete“. Gewalt und sexueller Missbrauch nehmen ihren Anfang, und immer wieder verschwinden Mädchen. Davon wird kein großes Aufheben gemacht. Rose, ihren Indianernamen hat sie abgeben müssen, beobachtet einmal, wie der Schulrektor und eine Nonne etwas – eine Leiche, assoziiert Rose umgehend, eines der rebellischen

Mädchen – in einem eingerollten Teppich vergraben. Die Toten auf dem Internatsgelände, eine Schreckensvorstellung, die sie nicht mehr loslässt.

Als Erwachsene, längst Mutter von Rose, gerät sie in eine Versammlung von Ureinwohnern und verfällt dem charismatischen Redner, einem Martin Luther King für Indigene. Er erinnert seine Zuhörer an ihr Recht, sich nicht nur zu wehren, sondern zurückzuschlagen. Rose lernt zu begreifen. Die Beziehung zum Agitator zerbricht, als der sich nicht um den Fall der verscharrten Mädchen kümmern will, der ihm angesichts der großen politischen Sache zu gering erscheint.

Mit handelsüblichem Realismus hat der Roman nichts zu tun, denn die magische Welt der Anishinabe gewinnt mehr und mehr Kraft. So wundert sich Lempi auch nicht, als sie draufkommt, dass ihre Mutter sich in eine Wölfin verwandelt hat. In dieser Form übte sie Rache, wo die Behörden versagten, biss einen Peiniger einfach zu Tode. Früh hat sie begriffen, dass der Weendigo, das personifizierte Böse, mitten unter ihnen hauste. Die Verwandlung zur Wölfin hat auch den Sinn, den Bann des Bösen zu

brechen. Mit Lempi könnte eine andere Geschichte beginnen, so die Hoffnung, dass sie sich nicht länger krümmen und ihrer Herkunft schämen muss.

Optimistisch endet der Roman allemal, zumal die Botschaft bei der Tochter angekommen zu sein scheint. Selbst Jim Graupelz, ihren Vertrauten und Geliebten, scheint sie zu kriegen. Damit zieht Kettu den Schlussstrich unter eine Gewaltgeschichte. Ein Individuum – und sei es von finnisch-indigener Abstammung – zählt etwas.

Die magische Welt ist nicht schicker Zierrat, sie steht für eine andere Art des Denkens und der Weltwahrnehmung, die aus den Kindern hätte geprügelt werden sollen. Sie bildet das fantasievolle Widerstandspotenzial gegen den kolonialisierenden Anspruch, Einheitsmenschlein zu produzieren. Wer sagt, dass Poesie etwas für stille Kämmerlein ist? „Ich gehörte zum Wolfsklan und zum Stamm der Wasserträger“, so stärkte Rose ihr Selbstbewusstsein im Internat, um der Herrenmentalität etwas Machtvolles entgegenzusetzen.

Ganz wasserdicht blieb die Argumentation der Obrigkeit ohnehin nicht: „Hier wird nur die Sprache von Jesus gesprochen! Was seltsamerweise Englisch bedeutete.“



Die Unbezwingbare

Roman von

Katja Kettu

Aus dem Finnischen

von Angela Plöger

Ecco 2021

320 S., geb., € 22,95



Von Ingeborg Waldinger

David Mazon ist angehender Ethnologe und Ich-Erzähler von Mathias Énard's Roman „Das Jahresbankett der Totengräber“. Der etwas überreife Student plant eine Dissertation über das Leben auf dem Land im 21. Jahrhundert, wofür ihn ein Stipendium von der Sorbonne ins westfranzösische Département Deux-Sèvres verschlägt, nach La Pierre-Saint-Christophe. Auf der Landkarte sucht man diese 500-Seelen-Gemeinde vergeblich, doch könnte ein reales Dorf dafür Modell gestanden haben: Saint-Christophe-sur-Roc. Le roc, der Fels – la pierre, der Stein, eine denkbare Sprachspielerei des Autors und Übersetzers Énard (Jahrgang 1972). Er wuchs in Niort heran, der Hauptstadt des besagten Départements, und kennt die Gegend wie seine Westentasche. Nach Jahren im Nahen Osten, Teheran, Rom und Berlin lebt er nun meist in Barcelona, wo er Arabisch lehrt und ein Restaurant betreibt. Sein Roman „Boussole“ (dt. „Kompass“) über das facettenreiche Verhältnis von Orient und Okzident hat ihm 2015 den renommierten Prix Goncourt und 2017 den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung eingetragen.

Énard's neuer Roman, „Das Jahresbankett der Totengräber“, liegt nun in der hervorragenden Übersetzung des Duos Holger Fock und Sabine Müller vor. Darin inszeniert er die Historie und Kultur seiner Heimat als geniales Spektakel, lebensprall und humanistisch wie Rabelais' Riesen-Geschichten, aber auch im Zeichen der barocken Antithetik von *carpe diem* und *memento mori*. Mit paro-

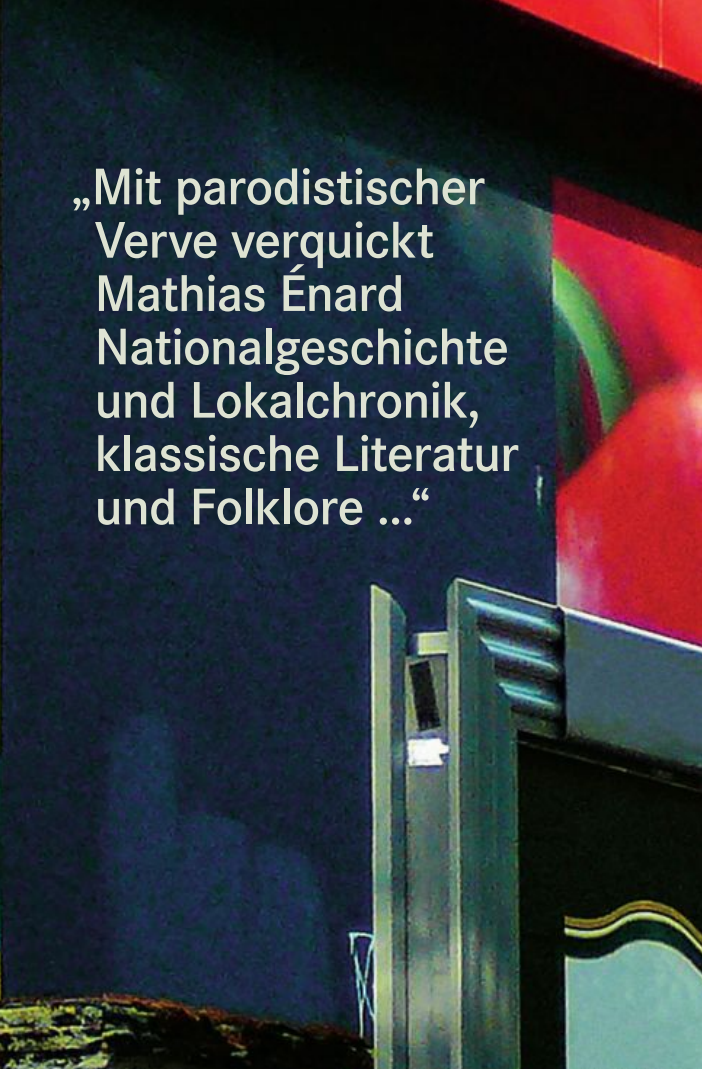
DAS „GROSSE GELÄCHTER

EINE THERAPIE GEGEN DIE WUCHT DES DASEINS: MATHIAS ÉNARD'S MONUMENTALBILD VON LEBEN, LIEBE UND TOD.

distischer Verve verquickt er Nationalgeschichte und Lokalchronik, klassische Literatur und Folklore, die großen Fragen des Daseins mit dem Alltag der France profonde. Dabei jongliert er mit literarischen Genres, Stilen, Idiomen. Er lässt alten Druidenzauber aufleben, einen Altbauern buchstäblich verstauben und einen jungen den Hightech-Traktor anwerfen. Er nutzt die Interviews des Ethnologen, um viele Perspektiven auf die sozialgeografische und wirtschaftliche Aktualität der französischen Provinz zu eröffnen, zum Teil mit klar ironischem Unterton. So wird ein britisches Rentnerpaar bemerken: „Die Gegend war bis Ende des 15. Jahrhunderts englisch, vielleicht fühlen wir uns deshalb hier so wohl. England mit Weinbergen, das ist das Paradies.“

Im Dorfcafé hallt das Frankreich der 1950er Jahre nach, in der Ausstattung wie in den Ritualen. Zu den Stammgästen zählt der Bürgermeister, der zugleich Inhaber des

„Mit parodistischer Verve verquickt Mathias Énard Nationalgeschichte und Lokalchronik, klassische Literatur und Folklore ...“



örtlichen Bestattungsunternehmens ist, also „praktischer Thanatologe“ mit Zertifizierung. In dieser Eigenschaft organisiert er jährlich ein Bankett für die Branche, ein mehrtägiges Gelage. Das titelgebende „Jahresbankett der Totengräber“ bildet das Kernkapitel des Romans. Hier nimmt Énard ganz explizit Maß an Rabelais, huldigt Frankreich in all seiner kulinarischen Pracht, lässt seine Weine um die Wette funkeln und die Totengräber einer karnevalesken Entgrenzung zusteuern. Zusätzliche Würze bekommt das Fress- und Saufgelage durch die Tischreden der Gäste. Die drehen sich um Gargantuas sexuellen „Rambazamba“, die Einführung einer Frauenquote im Bestatter-Gewerbe oder die „Ökologie des Sarges“. Dazwischen wird aus vollem Hals gesungen. Dass alle Totengräber das Lied „Quan lo rius de la fontana“ des Trobadors Jaufré Rudel kennen und bei dessen tragischer Liebesgeschichte losheulen wie Schlosshunde, gehört zu den herrlichen Grotesken des Buchs. Das Bankett endet mit einer Sahnenschlacht, schlüpfrigen Gassenhauern und einem Toast auf die Gevatterin.

Die sprunghaften Wechsel zwischen den Jahrhunderten bewältigt der Autor mit einem Kunstgriff, dem Prinzip der Seelenwanderung. Seine Figuren purzeln in tierischer und menschlicher Reinkarnation durch das Buch, dass es ein Heidenspaß ist. Der Dorfpfarrer kehrt als frischgeworfene Bache wieder, die in tiefster Winternacht die große Trafostation stürmt, dabei verkohlt, das lokale Stromnetz lahmlegt und den Ethno-Studenten zum Kerzendieb in der Dorfkirche macht; ein Bauer wiederum war im früheren Leben einmal Agrippa d'Aubigné, mithin fanatischer Krieger der Hugenotten und späterer Dichter. Auch der etwas tumbe

Mechaniker Arnaud (der auf Zuruf von Daten historische Ereignisse rezitiert) war in einem Vorleben Soldat, allerdings kämpfte er nicht gegen die Katholiken, sondern gegen die Araber, 732 bei Poitiers, einer der berühmtesten Schlachten Frankreichs, „von der man nicht genau weiß, ob sie siegreich war“. Der joviale Bürgermeister schließlich bekriegt die Welt einst als Bettwanze, ehe Napoleon höchstselbst ihn zerdrückt. Ergänzend zu den aberwitzigen Reinkarnations-Stories fungieren auch die periodischen „Chanson“-Kapitel als Trampolin: Hier kleidet Énard populäre alte Volkslieder der Gallier zu historischen Anekdoten aus. Sie handeln unter anderem von Bauernaufständen, Auswanderungswellen oder von den *Années noires* der Occupation.

Die Klammer des Romans bildet das „ethnografische Feldtagebuch“ des Studenten David Mazon. Sein Logis auf Zeit, das Nebengebäude eines Gehöfts, nennt er „Das wilde Denken“; Lévi-Strauss lässt grüßen. Zunächst von Hochmut angekränkt, sieht er sich als Autor eines Epochenwerks der Ethnografie und mithin als logischen Anwärter auf Lévi-Strauss' Lehrstuhl in der Académie Française. Anfangs im Dorf „so isoliert wie Malinowski im Pazifik“ (Bronisław Malinowski war ein polnischer Sozialanthropologe), führt ihn seine Methode der „teilnehmenden Beobachtung“ zusehends weg von der Theorie, dem Uni-Betrieb und der Lebensfremdheit („Schreibt Bourdieu irgendwo etwas über die Suppe?“). Es treibt ihn hinaus ins Gemüsefeld, in die magischen Sümpfe des Marais Poitevin oder ins soziale Epizentrum des Dorfs, das Café mit Anglerbedarf. Die Distanz zu den Einheimischen schmilzt, ganz besonders zu Lucie, der Ökobäuerin und Aktivistin gegen absurde Wasserspeicher-Projekte der Agrarindustrie. Neben dieser Vollblutfrau verblasst die cybererotische Fernbeziehung zu seiner Pariser Freundin. David wird seine Metamorphose vom weltfremden Studenten zum engagierten Neubauern vollziehen und mit seiner Lucie in Obst und Gemüse machen. „*Aux Bons Sauvages*“ soll ihr Betrieb heißen, ein perfekter Name, der „Montaigne, Rousseau und Lévi-Strauss [...] durch die Kunst des *branding* vereint, auf das die Marketing-Theoretiker so viel Wert legten“.

Lassen Sie sich ein auf das gewaltige Rabelais'sche Lachen, auf diese Therapie gegen die Wucht des Daseins.



Das Jahresbankett der Totengräber

Roman von
Mathias Énard
Übers. von Holger
Fock u. Sabine Müller
Hanser 2021
480 S., geb., € 26,95

Von Julia Rabinowich

„Das wäre ja noch schöner,“ entrüstete er sich, „wenn ledige Kinder schon was wollen dürften!“ Seit dieser Satz sie verletzt hatte, waren mehr als dreißig Jahre vergangen, dennoch war die Narbe noch nicht völlig zugeheilt.

„Johanna“ von Renate Welsh, 1979 erschienen, war ein Meilenstein. Für Romane über Frauen. Für Jugendliteratur. Für Zeitgeschichte. Und für mich persönlich. Meine Mutter wurde damit beauftragt, einen Entwurf für den Umschlag des Werkes zu zeichnen, und ich begann, mich für dieses Buch zu interessieren. Gewählt wurde ein anderer Vorschlag, vermutlich war das Bild der Johanna meiner Mutter zu zart und zu verspielt, schlicht: zu schön, um wahr zu sein. Johannas Leben spielt sich unter schwersten Entbehrungen und Härte ab – und ist dennoch voller Mut und Stolz trotz all der Erniedrigung der Tochter einer ledigen Mutter, in jener Zeit ein anrüchiger Skandal.

So richtig verstanden, was diese unselige Zweiklassen-, ja sogar Mehrklassengesellschaft für ein Mädchen jener Zeit wirklich bedeutete, habe ich erst viel später, als ich das Buch nochmals las. „Johanna“ ist die Geschichte des Widerstands, und der hart erkämpften Selbstdefinition. Es ist ein zutiefst feministischer Roman, außerhalb jeder wertenden Norm. Ein Roman voller Widerspruch, um nicht dort zu bleiben, wo einen die Gesellschaftsnormen hineindrücken wollen. Johanna ist ein wenig eine Jeanne d'Arc des Ständestaates.

Nun hat Welsh mit „Die alte Johanna“ die Fortsetzung vorgelegt – Johannas Kindheit, Jugend, Alter in einem perfekten, sich schließenden Kreis. Wozu die Fortsetzung, könnte man fragen. Die Antwort ist: weil sie unvermeidbar und zwingend notwendig war. Und erneut ist auch dieses Werk ein erstaunliches,

JOHANNA DER BAUERNHÖFE

MIT „JOHANNA“, 1979 ERSCHIENEN, SCHENKTE RENATE WELSH VIELEN FRAUEN MUT ZUM WIDERSPRUCH. AUCH DIE FORTSETZUNG, IHR ROMAN „DIE ALTE JOHANNA“, IST EIN WICHTIGES ZEITDOKUMENT.

beklemmendes Zeitdokument. Ein einfühlsames Porträt einer herausragenden Frau – mit ihren Schattenseiten und ihren Verdiensten, auf ihrem Weg von der Wiege bis zur Bahre und all den Stationen dazwischen. Und es sind sehr viele Stationen. Der Roman springt manchmal wie ein wilder Bergbach über die Klippen von Johannas Erinnerungen, unchronologisch, ineinander geblendet. Dazwischen fließt er langsam und bietet Zeitlupenaufnahmen: von Geburten und Todesfällen, von Sozialscham und wildem Widerspruch dagegen, von der Härte, die man über alles legen muss, wenn das Weiche das Überleben nicht sichert, der großen Liebe und Loyalität hinter dieser aufgewendeten Härte.

Johanna durchläuft alle Phasen mit unendlicher Stärke; Adoleszenz, Mutterschaft, der langsam sich bessernde Alltag, ebenso der langsame Verfall, Verlust des Partners, schließlich des eigenen Hofes, der Einzug bei Tochter Martha, das langsame Annähern an das Ende. In den Facetten ihres Lebens wird die Brutalität sichtbar, der Frauen ausgesetzt waren: geachtet nur mit korrekter Herkunft und passendem Ehemann. Als Freiwild für die „jungen Herren“ der besseren Gesellschaft, als auszubeutendes Arbeitsmaterial ohne Ansprüche und Entscheidungsmöglichkeiten, als unermüdliches perpetuum mobile zwischen Feldarbeit und Säuglingspflege.

Die Frau: eine Maschine. Mehr sollte sie auch nicht sein. Das Buch kommt

zur richtigen Zeit, zu einer Zeit, in der in Vergessenheit gerät, wie ungleichgewichtig die österreichische Gesellschaft einmal war, und was dieses Ungleichgewicht mit Menschen gemacht hat. Es wirft ein Schlaglicht auf die Veränderungen, die die Sozialdemokratie mit sich brachte. Es erzählt Grausames. Von Allerheiligen und den nacktem Füßen der Mägde, die sie beim Hüten in den Kuhfladen aufwärmten, bis der dampfende Kot wieder etwas Gefühl in die Zehen zurückbrachte. Scham und Wut. Von der Not, die erfinderisch machen musste, den aufgetrennten Wollpullovern, um sie wiederzuverwerten. Von der Wortlosigkeit im Zwischenmenschlichen. Von der Verlogenheit der Bessergestellten, die Johannas Kindern voller Verachtung begegneten und ihnen später zum Dokortitel gratulierten, sie hätten es ja immer schon gewusst. Von der Würde, die in all diesem Elend mit eisernem Willen täglich zurückerkämpft werden muss.

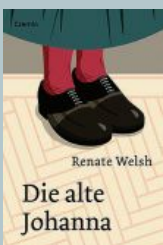
Das Haus am Rande des Dorfes, am unteren Ende. Eigentlich lächerlich, dass es bei einem so kleinen Dorf ein oberes und ein unteres Ende geben sollte, und doch war es so. Oberhalb der Hollerstaude gegenüber der winzigen Kapelle waren die Besseren, unterhalb war das rote Gesindel. Heute wollte natürlich keiner mehr davon wissen, dass er das gesagt hatte, oft und oft. „Haben nichts, sind nichts, aber jedes Jahr ein Kind!“ Sie straffte sich. Acht Kinder, jawohl, acht Kinder hatte sie geboren, und stolz war sie auf jedes von ihnen. Alle

„Immer noch sind wir nicht dort, wo die Johannas dieser Welt starten müssten, um die gleichen Chancen zu haben.“

hatten sie ihren Weg gemacht, die Töchter genauso wie die Söhne.

Und dazwischen: doch zarte Momente. Peter, Johannas Mann, und Johanna in den sanfteren Passagen ihrer Ehe. Die Kinder und Enkel. Vor allem eine Enkelin, Sophie, die Johannas Geschichte zu begreifen versucht, die ihr noch knapp vor ihrem Tod die geschundenen Füße massiert. Die ungewohnte Entspannung im Haus der Tochter, diese Ruhe, die Johanna als Ruhe vor dem Tod fürchtet. Diese Ruhe, die sie sich nie gegönnt hat, nie gönnen durfte, nie gönnen konnte. Und ja, der scharfe, allzu scharfe Kontrast der Wegwerfgesellschaft, die von Johanna mit Misstrauen und Verachtung beäugt wird. Das hat an manchen Stellen eine gewisse Redundanz, aber diese ist dem konsequenten Folgen von Johannas springenden Gedanken, dem unstillen Fluss ihrer Erinnerungen geschuldet und verzeihlich.

Kaum könnte ein Buch aktueller sein als gerade jetzt, wo allzu gern vergessen wird, wie das Leben der Unbegünstigten aussah, als die Privilegien weniger noch nicht aufgebrochen waren in etwas Gemeinsameres. Und leider: Immer noch sind wir nicht dort, wo die Johannas dieser Welt starten müssten, um die gleichen Chancen zu haben. Immer noch ist das Schulsystem nicht durchlässig genug, immer noch entscheidet zu oft die Herkunft über das weitere Werden. Aber wir sind zumindest einen großen Schritt weiter. Er kann gar nicht oft genug thematisiert werden. Er ist keine Selbstverständlichkeit. Dieser Schritt ist alles, was zwischen Johannas Kindheit und Johannas Alter liegt.



Die alte Johanna

Roman von
Renate Welsh
Czernin 2021
120 S., geb., € 20,-

ANREGENDE WEGE DER WELTANEIGNUNG

82 GESCHICHTEN ÜBER DAS LEBEN, DIE KUNST,
DAS SCHREIBEN UND DEN ABENTEUERLICHEN LAUF DER DINGE.

Von Maria Renhardt

Teresa Präauers jüngste Prosa zielt ein Cover mit besonderem Coolnessfaktor. Es erinnert an eine dadaistische Installation, wie sie auch von Hugo Ball oder Kurt Schwitters in Angriff genommen hätte werden können. Darauf zu sehen ist ein Raum, in dem Papier die Hauptrolle spielt. Mit Kartonhut auf dem Kopf sitzt die Künstlerin im Papiergewand vor dem Papplaptop inmitten eines kleinen Zettel-, Papierrollen- und Schachteluniversums. „Dem Papier hat meine erste Liebe gegolten, und sie wird meine letzte sein“, heißt es später irgendwo. Stifte sind ebenfalls da. Auf den Einbandinnenseiten werden sie in Form bunter Bilder noch einmal aufgenommen. Man merkt sofort: Die in Wien lebende und bereits vielfach ausgezeichnete Autorin Teresa Präauer ist nicht nur Schriftstellerin, sondern auch bildende Künstlerin.

In diesem Frühjahr ist im Wallstein Verlag ihre siebte Buchpublikation unter dem Titel „Das Glück ist eine Bohne“ erschienen. Diese Prosa versammelt 82 zum größten Teil schon verstreut publizierte, aber für diese Veröffentlichung nun noch einmal überarbeitete Geschichten über unterschiedlichste Facetten des Lebens, über Musik, Literatur und Kunst. Im raffinierten Spiel mit der Autofiktion thematisiert sie Erinnerungen an Kindheitsprägungen, an die Zeit in Salzburg, wo sie auch einmal Snowboardlehrerin war, an ihren Aufenthalt in Iowa oder Bildbetrachtungen. Landschaften spielen in Präauers Wahrnehmung eine besondere Rolle. In ihrem Text „Ein Gesicht ist eine Landschaft, eine Wange ist ein Feld“ wird die Perchtoldsdorfer Heide zum Ausgangspunkt für das Nachdenken über Räume, Texturen und Oberflächen. Der Raum selbst fungiert dabei als Gerüst für den ihm innewohnenden Stoff der Geschichten. Flugs fliegen die Assoziationen zum „Pflücken“ der Landschaft als Kind, zu Fotobänden und Gemälden wie

„Christina's World“ von Andrew Wyeth und „Frühlingsanfang“ von Max Klinger oder zu Theodor Storms Novelle „Der Schimmelreiter“. Landschaft wird lebendig: „etwas Lebiges steckt darin, und ein paar Disteln.“

Andernorts blickt das Ich zurück in die Kindheit, in eine Zeit, als Freundschaften, Hierarchien und feste Rollen in der Viererbande den kindlichen Alltag bestimmen. Präauer erzählt von ewigen, unbeschwerten, prallen Sommern mit bösen Streichen und Mutproben, in denen man Flusslandschaften durchkämmt und aufgeschlagene Knie von der Wildheit des Spiels zeugen. „Unsere Haut war vom Leben am Fluss dunkel geworden und unsere Haare beinahe weiß.“ Mit Rollschuhen und „römischem Streitwagen“ flitzen die Kinder abenteuerlustig durch den Ort und genießen zeitenthoben den Geschwindigkeitsrausch. Diese Erinnerung ermöglicht später auch mühelos einen Wechsel der Perspektive, bei dem die Ich-Erzählerin fünf Großstadtmädchen im Bus ironisch und unverblümt ein freches Bandenleben imaginiert.

Was macht eine Jugendliche, die sich eigentlich permanent ein Leben in der Stadt ersehnt, im Winter in den Salzburger Bergen? In den Neunzigern wird ein neuer Sport zum Rettungsanker. „Das Snowboarden ist ein Glück gewesen. Jede Fahrt den Hang hinunter ein *Versuch über den geglückten Tag* [...] *Hang loose*, immer locker bleiben.“ Sogar Phil Collins soll in der Salzburger Bergwelt aufgetaucht sein, um das Snowboarden zu erlernen. Präauer beschreibt Sesselliftfahrten an seiner Seite, dessen Verletzlichkeit sowie seine unermüdlichen Versuche, am Brett gute Figur zu machen. Ein bislang unveröffentlichter Text mit dem Titel „Ich sehne mich nach Après-Ski“ zeigt die schrillen Aspekte der Alpenpartywelt nach 16 Uhr zwischen Alkoholexzessen, Bizepsmessen und engem Tanz in „schweren Schischuhen“. „Après-Ski hat uns hart gemacht gegen die Enttäuschungen des Herzens.“ Ja, die Welt am Land wird



bunter, vor allem als Britney plötzlich im Garten auftaucht und Weihnachten mitfeiert, weil sie sich verfahren hat. Präauer schildert diese Episode augenzwinkernd und humorvoll, während sie das Geschehen stets in der Schwebelage hält. Denn vielleicht, ja vielleicht war es auch tatsächlich so: „Oh Baby, Baby“.

In diesen Geschichten manifestiert sich eine dichte Präsenz von Kunstwerken, Musik und Literatur. Impulse von außen werden zu Fahrten und eröffnen neue Sichtweisen. Man studiert die „drei Variationen“ des jugendlichen Blicks anhand Elizabeth Peytons Bild „Ken und Nick“ oder begleitet Präauer beispielsweise zur Universität von Oslo, wo elf Gemälde von Edvard Munch zu sehen sind, oder ins Rijksmuseum nach Amsterdam. Hier gibt es nicht nur Rembrands „Nachtwache“ und Vermeers „Dienstmagd“, sondern auch „das Bild einer Walöl-Raffinerie auf Spitzbergen“, unter dem in einer Vitrine sechs Mützen ehemaliger Walfänger aus alten Gräbern platziert sind. Neben dem Zeichnen, Schreiben und Lesen geht es aber auch um absurde Phänomene, die mit der Medienwelt verbunden sind. Im amerikanischen Reality-TV werden Schönheitswettbewerbe bereits unter Kindern ausgetragen. Es gibt Datingshows, die irgendwie schon den Anschein der Groteske erwecken. Soziale Medien und kuriose Entertainments verknüpft sie kritisch mit der Frage nach Authentizität, Fake und Fiktion. Dann ist

„Der Raum selbst fungiert dabei als Gerüst für den ihm innewohnenden Stoff der Geschichten.“

da auch die Liebe von Aiko und David. Die jungen Eheleute werden zu Beginn der Pandemie am Gate in Ho-Chi-Minh-Stadt in Vietnam voneinander getrennt. Was bedeuten da schon die „digitalen Geschenke“, die flüchtig hingewischten Emoticons: „Herzen, Blumen, Blicke: diese drei – brauchen wir für ein Stück von der Liebe.“

Erfrischend und anregend präsentiert Präauer ein buntes Crossover an Themen und Streifzügen durch die Welt mit Bildern über das Leben, die „Gedanken“ gedeihen lassen. Möglicherweise stößt man auf Dinge, ohne je danach gesucht zu haben – ähnlich der hier erwähnten Leserin, die in ausgeborgten Büchern eine „getrocknete blaue Blume“ entdeckt. Was hat es aber mit der Glücksbohne auf sich? Sie entpuppt sich als Stein und wird zu einer „Art von Währung“, besonders wenn es um Begegnungen und Gespräche geht. Die Bohne bleibt als Talisman noch in der Hand der Besitzerin: „Sicher ist sicher“.



Das Glück ist eine Bohne
Und andere Geschichten
Von Teresa Präauer
Wallstein 2021
312 S., geb., € 24,90

VOM ECHTEN GEDICHT, DAS NIEMALS ERSCHEINT

Von Brigitte Schwens-Harrant

„Warum hassen wir die Lyrik?“ fragt der amerikanische Dichter und Romanautor Ben Lerner in seinem Essay, einem eigenwilligen Gang durch die Lyrik bzw. durch die diversen Träume von der Vollkommenheit des Gedichts.

Und wirklich, was sollte das Gedicht nicht alles leisten: Es sollte „die Zeit überwinden, sie auf schöne Weise zum Stillstand bringen“, es möge bitte auch „irreduzible Individualität auf eine Weise ausdrücken“, „die sozial erkannt werden kann“ oder aber „Universalität erreichen“, „indem sie irreduzibel sozial ist, weniger eine Person als eine nationale Technik“, es soll „die Sprache und die Wertvorstellung der bestehenden Gesellschaft überwinden“, es soll mit allem Widerstand gegen das Primat der Nützlichkeit auch „einen Wertmaßstab jenseits des Geldes vorlegen“ usw. usf. Der Zuschreibungen ans Gedicht gibt es viele. „Was alle diese Forderungen gemeinsam haben“, so Ben Lerner, „ist, dass sie sich mit Gedichten niemals erfüllen lassen.“ An solchen Idealen können Dichterinnen und Dichter nur scheitern, und das Gedicht ist eine Manifestation davon. „Das fatale Problem bei der Dichtkunst: Gedichte. Das erklärt unter anderem, warum die Dichterinnen ihrerseits Dichter feiern, die aufhören zu schreiben“.

Drückt sich also im „Hass auf konkrete Gedichte“ womöglich ironisch und eventuell auch unfreiwillig eine Verteidigung der utopischen Ideale aus? Mit dieser spannenden These lädt Lerner zu einem kleinen, durchaus auch verblüffenden Gang durch unterschiedliche Vorstellungen ein, was Dichtkunst sei, und kontrastiert sie mit konkreten lyrischen Verwirklichungen, bis er resümiert: „Man kann nur Gedichte verfassen, die, wenn sie mit vollkommener Verachtung gelesen werden, einen Ort für das echte Gedicht freiräumen, das niemals erscheint.“

Lerner, dessen Gedichtband „No Art“ soeben bei Suhrkamp erschienen ist, lockt in seinem Essay klug, unterhaltsam und ironisch zu einem Blickwechsel, der gut tut, vor allem wenn man Gedichte liebt, aber vielleicht gar nicht weiß, warum. „Erinnern Sie sich an das Gefühl, dass Sinn provisorisch ist und zwei Menschen um eine Äußerung herum eine Welt aufbauen können, in der jeder Gebrauch eine Bedeutung hatte? Ich glaube, das ist Dichtung. [...] Erinnern Sie sich, wie leicht unsere Spiele die Wirklichkeit zusammenbrechen lassen, umgestalten oder neu beschreiben konnten?“



Warum hassen wir die Lyrik?
Essay von Ben Lerner
Aus dem Engl. von Nikolaus Stingl
Suhrkamp 2021
100 S., geb., € 14,40

Von Anna Rottensteiner


Der Limbus Verlag in Innsbruck präsentiert nicht nur in seiner Reihe „Limbus Lyrik“ exquisite Poesie deutschsprachiger Dichterinnen und Dichter, sondern gewährt auch in seinem regulären Programm außergewöhnlichen, bibliophil gestalteten Lyrik-Publikationen Raum. Im Frühjahr sind gleich zwei Bände erschienen, auf die es sich lohnt, einen genaueren Blick zu richten, zumal sie, wenn auch auf unterschiedliche Art und Weise, einen künstlerisch transdisziplinären Ansatz verfolgen.

In „Das zweite Gesicht“ setzt sich Erika Wimmer Mazohl mit den Skizzenbüchern des Bozner Künstlers Markus Vallazza (1936–2019) zu Dante Alighieris „Inferno“ auseinander und somit – vermittelt durch den Blick eines Künstlers, dessen Œuvre oft eine künstlerische Verbeugung vor den Werken von Schriftstellern und Philosophen ist –, auch mit jenem Dichter, der vor 700 Jahren gestorben ist und als der Begründer der italienischen Schriftsprache gilt.

Bei den Skizzen, die Vallazza als „Kopfgeburten“ oder „Psychogramme“ bezeichnete, hat jede Miniatur der klassisch markanten Profilansicht von Dante ein Adjektiv als Titel – und eben diese Titel greift Wimmer Mazohl in ihrem Gedichtband auf. Da finden wir etwa visionär, künstlerisch, kartografisch, romantisch, astral, transparent, tonangebend und viele andere: sowohl menschliche Eigenschaften in ihrer ganzen Bandbreite als auch Bezüge zur europäischen Kunst- und Kulturgeschichte, auf jeden Fall ein Spiel mit Form und Inhalt.

Was sofort für den Gedichtband einnimmt, ist das dichtende und beobachtende lyrische Ich, das sich von Text zu Text verwandelt und metamorphisch wandelt und dabei genau so viele Gesichter, Stimmen und poetische Modi einzunehmen vermag, wie es die Adjektiva der Skizzen Vallazzas hergeben. Es findet eine ganz eigene Perspektive, die, einmal streng in der Form, einmal in freien Versen fliegend, „an der Nasenspitze vorbei“ ist, „seitenverkehrt“ – „unerwartet“ auf jeden Fall. Da sind zwar die Fratzen, Monster und Teufel, wie es sich für die Auseinandersetzung mit dem Inferno gehört, doch wird ihnen ganz meisterlich ein Schnippchen geschlagen.

Darin findet sich nun kein Gestus der Überheblichkeit, vielmehr lesen wir in der Vielfalt des Ausdrucks ein neugieriges, waches erlebendes Ich, das seinen Blick auf die Welt lenkt und dabei von den mikroskopisch kleinen, oft unsichtbaren Regungen bis in die astralen Weiten des Alls und der Physik zu



„Dieses Ich ruft laut und ungeschönt seine Anklage hinaus über das, was es sieht in diesem Land.“

Foto: Manfred Poor

sehen vermag. Und wie Dante Alighieri und Vallazza verschließt auch Wimmer Mazohl ihre Augen nicht vor den Krisen der jeweiligen Gegenwart und deren politischen Implikationen, Bösartigkeiten und dunklen Ungerechtigkeiten – und wie die beiden setzt sie ihr wesentlichen Menschen ein poetisches Denkmal (Dante schickte diese in die Hölle oder ins Paradies, je nachdem, Vallazza erschuf sich seinen eigenen „Parnass“), so dass wir sehr innige und durchaus intime poetische Porträts und Ansprachen lesen.

Mal wehmütig, ironisch, schalkhaft oder sanft, dann wieder übermütig und ihr Wissen versprühend: Es ist eine Stimme zwischen panta rhei und Tandardei, eine Troubadoura, die da zu den Leserinnen und Lesern spricht mit vielen verschiedenen Gesichtern, und die viel zu erzählen hat, nicht nur über die Hölle. Denn was ist das schon – die Hölle?

Die Schriftstellerin Isabella Feimer und der Fotograf Manfred Poor wiederum waren über Monate in Nord- und Mittelamerika unterwegs, und aus ihrem Roadtrip ist mit „American apocalypse“ ein Band voll Road Poetry entstanden, bei dem Text und Bild sich auf kongeniale Weise miteinander verbinden. In ihm

DURCH FINSTERE WÄLDER UND ZERSTÖRTE LANDSCHAFTEN

WORTE UND BILDER: „DAS ZWEITE GESICHT“ UND
„AMERICAN APOCALYPSE“, ZWEI GEDICHTBÄNDE MIT
KÜNSTLERISCH TRANSDISZIPLINÄREM ANSATZ.

werden die Mythen des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten, des global imitierten American Way of Life, auf ihre Widersprüche und Gegensätze abgeklopft und als zerbrochen und zerborsten, mit einem Wort: als kaputt dargestellt; gleichzeitig wird auch die Schönheit einer vom Menschen scheinbar bereits aufgegebenen Landschaft beschworen. Aus den Fotografien von Poor ist dieser Mensch verbannt, nur seine zerstörerischen oder vermüllten Spuren sind zu sehen oder aber die von ihm erbauten Skylines, Überland-Elektroleitungen, Eisenbahnbrücken; in der Weite der Landschaft versunkene Hütten sowie bisweilen skurrile Interieurs von überstürzten Aufbrüchen verweisen auf seine Existenz. Dem entgegengesetzt werden die Farben und das Licht in scheinbar unberührten Landschaften, Wasserflächen, Seen, endlosen Bergketten – doch auch sie erscheinen durch die kunstvolle Komposition als kontaminiert, so dass keine heile Natur mehr imaginiert werden kann.

In den Texten von Isabella Feimer ist der Mensch präsent, und wie! – in Form des dichtenden Ichs, das auch immer wieder zu einem Du spricht, und in Form eines Wir. Diesem Ich kann man durch die Montage

handschriftlicher Sätze quasi beim Schreiben zusehen, wie einer Geisterhand, die sprachliche Endzeitbilder und Sätze voll Bedrohung an die Wand schreibt. Und es lässt selbst die Bedrohung zu, indem es sprachlich das Innen mit dem Außen verschmilzt, so dass das Deutsche, die Sprache des Innen, und das Englische, die Sprache, die dieses Ich umgibt, gleichermaßen als Literatursprache verwendet werden. Dieses Ich ruft laut und ungeschönt seine Anklage hinaus über das, was es sieht in diesem Land, bäumt sich auf in seiner Rede, spricht an und hält dagegen.

Und wie zur Bestätigung, dass es schon immer eine Kehrseite des strahlenden Amerika gab, sind den einzelnen Zyklen leitmotivisch Zitate beige stellt von Künstlerinnen und Künstlern, die in vielerlei Hinsicht FREEDOM in Großbuchstaben in den Mittelpunkt ihres Schaffens stellten: von Jack Kerouac über Laurence Ferlinghetti und Patti Smith bis zu Georgia O'Keefe und Andy Warhol. Feimer und Poor stellen sich in eine Tradition von Kunst, die Aufbegehren – Begehren – Freiheit als ihr Fundament ansieht und dabei die dunklen Seiten nicht ausblendet und den Blick auch auf die Ränder der Gesellschaft richtet.



Das zweite Gesicht
Gedichte zu
Dante-Miniaturen
von Markus Vallazza
Von Erika Wimmer
Mazohl. Mit einem
Nachw. von Günther
Oberhollenzer
Limbus 2021
120 S., geb., € 20,-



**American
apocalypse**
Gedichte und
Fotografien von
Isabella Feimer und
Manfred Poor
Mit einem Nachwort
von Erwin Uhrmann
Limbus 2021
176 S., geb., € 18,-

Von Heidi Lexe

Grammatik: Wem würde beim Gedanken an die Gesamtheit der Regeln einer Sprache nicht ein kleiner Stoßseufzer entkommen? Das Grüppchen jener, die in der Grammatik eine ähnliche Schönheit erkennen, wie der amtierende Bundespräsident in der österreichischen Verfassung, hat vermutlich Minderheitencharakter. Umso überraschender die Erkenntnis, mit wie viel (künstlerischem) Charme sich diese Grammatik der deutschen Sprache in ihrer Komplexität auffächern lässt.

Es geht also um die Bauformen der Sprache – beginnend beim Substantiv mit Numerus, Genus und Kasus. Über Artikel und Adjektive gelangt man zum breiten Feld der Pronomen. Und letztlich führt das Verb mit Tempus und Modus zu den Beschaffenheiten von Sätzen und Satzkombinationen. All diese Begriffe werden vorgestellt, erläutert, beispielhaft angewandt. Was soll daran charmant sein?

Der Reiz der „Grammatik in Bildern“, die die beiden Geschwister Susanna und Johannes Rieder – sie ist Romanistin, er ist Regisseur und beide gemeinsam leiten den kleinen Susanna Rieder Verlag in München – in Zusammenarbeit mit der Illustratorin Arinda Crăciun und dem Designer Carsten Aermes vorlegen, liegt in der künstlerischen Aufbereitung dieses grammatikalischen Grundrisses. Das Medium Buch wird dabei in seiner Multimodalität genutzt, sodass eine ebenso kluge wie sinnliche Interaktion von Sprache, Textsorten, Illustration, Hybridformen, Schriftbild, Layout und Buchgestaltung entsteht.

Zum Grundprinzip werden Doppelseiten, deren rechte Seite altbildartig aufklappbar ist. (In der Grafik werden diese



Illustration: Arinda Crăciun / Rieder

LUSTVOLL INSZENIERT

GRAMMATIK IN BILDERN UND ALS BUCHSPASS?
„HUNDE IM FUTUR“ ZEIGT, DASS DAS MÖGLICH IST.

Klappen daher auch als Altarfalz bezeichnet.) Daraus ergibt sich gemeinsam mit den Illustrationen der linken Seiten ein Mix-Max-Effekt; daraus resultiert aber auch ein Außen und ein Innen, das klug eingesetzt wird, um die grammatikalischen Fachausdrücke zu erläutern, sprich: unterschiedliche Anwendungsfelder der Ausgangsbegriffe und/oder –fragestellungen wortwörtlich sichtbar zu machen.

Bei Substantiven zum Beispiel kann es sich um „konkrete + abstrakte Substantive“ handeln. Das Außen gehört dem Konkreten und man darf gespannt sein, welche Variante des Abstrakten sich mit Picknickkorb, Flip Flops, Schmet-

terling oder Zeitschrift verknüpfen lässt. Mit dem Aufklappen wird sichtbar, dass die beiden, die sich hier an konkreten Oliven delektieren, eigentlich ganz anderes im Sinn haben: die (abstrakte) Liebe.

Dieses buchgestalterische Innen und Außen wird mit schlichter, leitmotivisch eingesetzter Farbsymbolik verknüpft, mit deren Hilfe die Stück für Stück komplexer werdenden grammatikalischen Feinheiten (zu-)geordnet werden (können). Die Bedeutungsebenen der unterschiedlichen Grundbegriffe wiederum werden mithilfe unterschiedlicher Textsorten präsentiert – sodass Sprache immer auch als (narratives) Sprachmaterial sichtbar wird.



Hunde im Futur
Eine Grammatik
in Bildern
Von Arinda Crăciun
(Illustration),
Carsten Aermes
(Grafik und Buch-
gestaltung), Su-
sanna & Johannes
Rieder (Text und
Konzeption)
Rieder 2021
128 S., geb.,
€ 26,-
Ab 8 Jahren
2. Auflage ab
Mitte Juli erhältlich

Hinausgelesen

Von Brigitte Schwens-Harrant

IMMER UNTERWEGS

Für das Relativpronomen zum Beispiel wird ein schlichter Comic genutzt, dessen Frame fünffach wiederholt und dieserart zu einer Ministory rund um ein innereheliches Beobachtungs-Szenario wird. Für die Zeitformen des Verbs hingegen werden Vergangenheit und Gegenwart auf einem Stadt- platz miteinander kombiniert. Auf die Zukunft wird mit Hilfe eines Baustellen-Schildes verwiesen: „Hier entsteht eine Hundeschule“. Hier wird Kasimir bald apportieren, hier wird Baku bald Pfötchen geben. Und wenn Gepetto hier alles gelernt haben wird, wird er sehr hungrig sein. Schließlich ist ein Hund immer hungrig. Auch im Futur (I+II).

Die mit Buntstiften in den Weißraum gesetzten Bilder illustrieren die grammatikalischen Variationen nicht nur, sondern helfen wirkungsvoll mit, sie auch zu verstehen. Die Art einer Handlung zum Beispiel schlägt sich im Genus Verbi nieder. Das Außen der Doppelseite gehört dem Aktiv: „Ich fotografiere die Ente“, heißt es und die Schrift wird zum Bildstrahl, der sichtbar vom Fotografen und seiner Kamera hinunter auf die kleine Ente fällt.

Mit dem Aufschlagen der Klappen rückt die Ente bildbestimmend in den Vordergrund. Die Schrift fällt nun als Bildstrahl von ihr zurück auf den im Hintergrund agierenden Fotografen: „Die Ente wird von mir fotografiert.“ Dass die so genannte „Leideform“ des Passivs als Begriff irreführend ist, wie im knappen Sachtext erläutert wird, beweist die durchaus nicht unglücklich dreinblickende Ente. Schließlich ist hier kein Fuchs, sondern nur ein Fotograf am Werk. Es handelt sich ja auch um kein Liederbuch, sondern um ein mit viel Esprit gestaltetes Sachbuch, das Grammatik zu einer literarisch lustvoll inszenierten Angelegenheit macht.

Sie wurde in Frankreich als Tochter türkischer Eltern geboren, wuchs in der Türkei auf, verbrachte viel Zeit in ihrer Jugend in Spanien und den USA, und lebt heute in Großbritannien. „Der Ort aber, an dem ich als Kind wie als Erwachsene die meiste Zeit verbracht habe, liegt noch einmal woanders – es ist das Land der Geschichten. In diesem Zauberreich, in dem der Himmel seine Farbe wechselt wie ein Stimmungsring und alles, ob Kieselstein oder Berg, eine eigene Stimme hat, in diesem vielgestaltigen, riesengroßen Gebiet gibt es keine Grenzen, keine Reisepässe, keine Polizei, keinen Stachelndraht – und auch keine Notwendigkeit dafür.“ Auf die Frage „Woher kommst du?“ würde sie gerne sagen: „Ich komme aus mehreren Orten [...] Ich komme aus vielen unterschiedlichen Städten und Kulturen, aber auch aus ihren Überresten und Ruinen, aus den Erinnerungen und dem Vergessenen, aus den Geschichten und dem Schweigen.“

Jeder Mensch, so die Schriftstellerin Elif Shafak in ihrem engagierten Essay „Hört einander zu!“ (Kein & Aber 2021), besteht aus vielen Schichten und im „Gegensatz zu dem, was Demagogen behaupten, ist Zugehörigkeit kein endgültiger Zustand, keine statische, in die Haut tätowierte Identität, sondern ständige Selbsterforschung und Infragestellung dessen, wer wir sind und wo wir sein wollen. Gruppen und Communities sollten ebenso wie Gemeinden und Nationen als komplexe, heterogene, breit gefächerte und in ständiger Bewegung befindliche Gebilde betrachtet werden, die sich unablässig weiterentwickeln, verändern und anpassen.“ Es wäre eine Aufgabe der Gesellschaft, der Schule, der Familie, dies auch den Kindern beizubringen, „dass sie multiple Zugehörigkeiten besitzen und ihr Land und ihren Wohnort von Herzen lieben können, ohne je zu vergessen, dass sie Bürgerinnen und Bürger der Menschheit sind“.

„Gruppendenken und Filterblasen“ wiederholen bloß „das eigene Wissen und die eigene Meinung“, dabei wäre das Einander-Zuhören so wichtig, Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund müssten miteinander kommunizieren und Empathie einüben. „Mehr Spaltung, mehr Unstimmigkeit, mehr gegenseitige Ausgrenzung“ aber schadet der Gesellschaft und dient den Demagogen, die davon profitieren. In Gesellschaften, „die Diversität nicht mehr wertschätzen und Pluralismus nicht mehr achten, werden Gegner als Feinde betrachtet, wird Politik mit martialischen Metaphern gespickt, und jeder, der anders denkt, gilt als ‚Verräter‘.“

Diskriminierung beginnt immer mit Sprache, weiß die Literatin, und: „Nach der Pandemie werden und dürfen wir nicht zum Ausgangszustand zurückkehren.“ Es sei Zeit, einige Grundgedanken neu zu bestimmen, darunter Demokratie, Freiheit, bürgerliche Rechten und Pflichten; es gelte, die Einträge aus „dem halb zerstörten Wörterbuch“ aus der Zeit nach dem Kalten Krieg und deren Bedeutung zu überdenken. „Wir müssen intellektuelle Nomaden werden, immer unterwegs, immer lernbegierig, müssen dem Drang widerstehen, in kulturellen oder geistigen Gettos zu verharren.“

IMPRESSUM

Medieninhaber (Verleger): Die Furche – Zeitschriften-Betriebsgesellschaft m. b. H. & Co KG. **Herausgeber:** Prof. Heinz Nußbaumer, Dr. Wilfried Stadler. **Geschäftsführerin:** Nicole Schwarzenbrunner. **Redaktionelle Leitung:** Dr. Brigitte Schwens-Harrant. **Grafik/Layout:** Rainer Messerklinger. **Anzeigenleitung:** Margarita Stöber, Tel (01) 512 52 61-30, margarita.stoerber@furche.at. **Aboservice:** aboservice@furche.at, Tel (01) 512 52 61-52, **Alle:** 1030 Wien, Hainburger Straße 33, vorname.nachname@furche.at, Tel (01) 512 52 61-0. **Herstellung:** Druck Styria. **Alle Rechte, auch die Übernahme von Beiträgen nach § 44 Abs. 1 und 2 Urheberrechtsgesetz, sind vorbehalten. Art Copyright VBK Wien.** www.furche.at

Das nächste booklet erscheint im Nov. 2021 als Beilage in der FURCHE.

DIE FURCHE

jetzt online mit

NAVIGATOR



3725

AUSGABEN
DIGITALISIERT

ÜBER 100.000 ARTIKEL
SEMANTISCH VERLINKT

SO HAB
ICH DAS
NOCH NIE
GESEHEN.

VON 1945
BIS HEUTE

furche.at

DIE LETZTEN
20 JAHRE
JETZT ONLINE